Spaziergänge im Damals

Aus dem alten Berlin

von

Ludwig Herz

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

1933

Die Freitagstischpresse

Otto v. Holten
Berlin O 17

INHALT

Seite

Der Lebenslauf eines unwichtigen Menschen . . . 6
Die jüdische Oberschicht in Berlin 18
Die großen Vermögen 30
Wie bilden sich große Vermögen? 38
Von Orden und Titeln 44
Juste Milieu 46
Die Frau vom Hause 51
Schichtungen 54
Familienüberlieferungen 60
Wes mein Nam' und Art 65
Briefe aus Potsdam 73
Von Familienbildern und alten Fräuleins 86
Tage der Kindheit 92
Von drei Juristen und der Eitelkeit 99
Collège royal français 103
Voßstraße 11 113
Vom Wilhelmplatz zum Pariser Platz 120
Von einigen Häusern und ihren Bewohnern 127
Was man nicht mehr sieht 135
Droschkenkutscher 140
Schutzmann und Leutnant 147

Seite

Kavaliere 153
Vom Essen und von Feinschmeckern 161
Der Kaiserhof 166
Die Männer des Kladderadatsch 174
P. L. und L. P. 177
Hans Hopfen und Karl Emil Franzos 187
Schriftstellerinnen 191
Salons 195
Frau Meyerheim und Frau v. Lebbin 204
Oldenberg und Reinhold Begas 207
Einiges vom kleinen Menzel 210
Die Sezession und der Fall Tschudi 213
Melpomene und Thalia 220
Giampietro und Kainz 225
Vedettes 229
Sarah und Yvette 238
Isadora Duncan 245
Der Wintergarten 251
Von vorgestern zu übermorgen 262

Horaz:

„Man darf nun alt werden, um
weise zu sein, ist Not. Kaum Hesiod,
wenn ich mich recht erinnere, Jahre."

Mit Dank den Freunden
Berlin im Januar 1933

Ludwig Hess

Einem Kreise noch zukunftsfroher Männer in der „Deutschen Gesellschaft 1914", die den älteren Herrn freundschaftlich aufgenommen und ihm sogar, wie einst Friedrich Ziethen, ein Schläfchen nach Tisch zugestehen, konnte ich allerlei von damals und dort erzählen. Sie haben mich ermuntert, es niederzuschreiben. Ein Mitglied des „Freitagtisches" hat sich der Mühe unterzogen, den Urwald des Manuskripts durchzuforsten und von allzu üppig wuchernden Lianen zu befreien. Ich danke ihm hier noch einmal auf das wärmste und folge seinem Rat, den „Spaziergängen im Damals" einen Abriß meines sich zu Ende neigenden Lebens voranzuschicken.

Im November 1880 wurde ich bei der Straßburger Burschenschaft Germania aktiv. Am 17. Januar 1881, meinem achtzehnten Geburtstag, ließ ich einen Corpsstudenten auf Pistolen fordern. Er hatte mir auf der Eisbahn zugerufen: „Büchsier, schnallen Sie mir doch die Schlittschuhe ab". Dies — rückblickend muß man sagen — frivole Spiel verlief unblutig. Wir schossen jeder 3 Löcher in die Luft. Die tödliche Beleidigung war das Wort „Büchsier," das traditionelle Schimpfwort gegen die

Burschenschafter. Dieser Haß zwischen den zwei großen Verbänden war ein Erbteil aus der traurigsten Epoche deutscher Geschichte, in der die großdeutsche schwarz-rot-goldene Burschenschaft und die landsmannschaftlichen Corps Träger politischer Gegensätze waren. Das Erlebnis des deutschen Krieges hatte diese Erbfeindschaft ebensowenig beseitigt wie es den „Ludergeruch der Revolution" von der unpolitisch gewordenen Burschenschaft genommen hatte. In Preußen z. B. war es für einen Burschenschafter so gut wie ausgeschlossen, als Regierungsreferendar in die innere Verwaltung aufgenommen zu werden. Für die Burschenschaft hatte es den Vorteil, Streber und Karrieremacher fernzuhalten. Für die deutsche Sache war es kein Gewinn, daß die Corps den Gegensatz auch ins Elsaß hineintrugen.

In jenen sorglosen Zeiten vor einem halben Jahrhundert schien es auch Eltern kein nicht wieder gut zu machender Schade, wenn der allzu strengem Schulzwang entronnene Fuchs ein paar Semester verbummelte. Auch der uralte, von den Behörden stillschweigend geduldete Brauch der Mensur war noch nicht zu politischer Streitsache gemacht worden. Ihren erzieherischen Wert kann ich jedoch nicht so hoch einschätzen wie ihre Anhänger. Obwohl ich kein hervorragender Fechter war, brauchte ich nie Furcht vor

dem langen Messer zu überwinden. Angst hatte ich nur vor einem Krach zu Hause, wenn ich mit frischen Schmissen in die Ferien ging. Fechten war aber ebenso wie das Trinken doch nur Nebenerscheinung burschenschaftlichen Lebens. Das Wesentliche ist die über Zeit und Raum geknüpfte Gemeinschaft. Das „Du" zu anderen ist mir immer schwerer geworden, scheint mir aber jedem gegenüber selbstverständlich, der die weiße Mütze tragen darf.

Die Ideologie der Urburschenschaft: Vaterland, nicht Vaterländer, Freiheit der Nation und des Einzelnen, hätte im „schönen Elsaß" Mittlerin werden können zwischen deutschem Volkstum und westlicher Kulturgewöhnung. Wir sehr Jungen konnten diese Sendung nicht sehen. Und niemand wies uns auf sie hin.

In Straßburg hatte ich Archäologie und Kunstgeschichte studiert oder, wie mein Vater neckte, mich angeblich zu diesem Behufe dort aufgehalten. Als ich im Herbst 1882 nach Berlin, wie es in der Studentensprache hieß, „eingeheimst" wurde, sattelte ich um. Der mit meinem Vater gut bekannte Internist Prof. Frerichs hatte mich durch eins seiner berühmten Aperçus überzeugt: „Ein mittelmäßiger Kunsthistoriker ist ein Unding, ein mittelmäßiger Jurist verschwindet in der Menge." Zunächst galt es aber

mein Jahr abzudienen. Im Herbst 1883 trat ich bei den 3. Kürassieren, den „Wrangelkürassieren" in Königsberg ein.

Als guter Preuße hatte ich volles Verständnis für Subordination. Ich nahm es als selbstverständlich hin, daß man zum Vorgesetzten strammstehend nur in der dritten Person sprechen und sich gegen die ungerechtesten Vorwürfe nicht verteidigen dürfe. Als entwürdigend empfand ich es aber, wenn ich beim „Frontmachen" — und das mußte man vor dem jüngsten Leutnant seiner Schwadron — vom Bürgersteige herunter in den Dreck treten mußte. Auch die Kasernenhofblüten erheiterten die Opfer nicht so, wie die Leser der „Fliegenden Blätter".

Seit den achtziger Jahren war die antisemitische Welle wieder einmal im Ansteigen. Wenn es auch die Kriegsminister bei den Reichstagsdebatten bewußt wahrheitswidrig leugneten, in Preußen wenigstens wurden Juden nicht einmal mehr beim Train Reserveoffiziere. Nach dem Offiziersexamen legte mir mein Premierleutnant nahe, mich taufen zu lassen. Ich lehnte den wohlmeinenden Rat mit den, wie mir heute scheint, ungezogenen Worten ab, für den Reserveoffizier lohne es mir nicht. Ich habe den Schritt dann einige Jahre später getan, als er mir äußerliche Vorteile nicht mehr bringen konnte. Die von mir ihrer

Unabhängigkeit wegen erwählte Richterlaufbahn stand auch ungetauften Juden offen.

Obwohl mein Ehrgeiz nie dahin gegangen wäre, mich vom Hauspersonal mit „Herr Leutnant" oder „Herr Rittmeister" anreden zu lassen, wie es grauhaarige Gutsbesitzer, später auch Industrielle taten, hat die Zurücksetzung mein Rechtsgefühl schwer verletzt. Peinlich wäre es mir auch gewesen, wenn ich als „Kgl. preußischer Gefreiter mit der Qualifikation zum Unteroffizier" zu militärischen Übungen eingezogen worden wäre.

Darf man sein Leben schildern, ohne der Idylle der ersten glücklichen Liebe zu gedenken? Sie war grade 16 und Verkäuferin in einem Handschuhgeschäft, ich 22 Jahre. In der ersten Hälfte des Monats aßen Anna und ich in der Pilsener Bierstube von Skiwannek in der Mittelstraße. Dann kauften wir uns kalten Aufschnitt, bis zum 25 ten etwa noch mit italienischem Salat. Reichte das Geld für eine Landpartie oder einen Maskenball nicht, versetzten wir unsere paar Schmuckstücke. Auf der Badereise, die mir wegen eines Rachenleidens alljährlich verordnet wurde, sah ich sehr genau auf die rechte Seite der Speisekarte. So reichte das Geld für ein paar gemeinsame Tage in der Sächsischen Schweiz, in Thüringen, in Schwarzburg mit seinem tiefen Grunde, in den abends die Hirsche aus

den Wäldern traten. Ob man uns unserer dicken Trauringe wegen das junge Ehepaar glaubte?

Da ich in dem für Eindrücke empfänglichsten Lebensabschnitt nicht mit Soldatendienst behelligt wurde, hatte ich Zeit zu Wanderungen und Hochtouren in Fels und Eis. Beneidenswert der, der noch ehe das Morgenrot den Himmel färbt und alles noch hell und dunkel ist, über dem Wolkenmeer stehen konnte oder unerwartetem Schneesturm entrinnend, durchnäßt und todmüde die schützende Alpenvereinshütte erreichte. Meine erste Auslandsreise machte ich nach bestandenem Referendarexamen nach Schweden und dann hinauf zu dem damals noch wenig betretenen Nordkap. Nach der Assessorprüfung — ich will nicht verschweigen, daß der erste Anlauf in die Lebensphase, in der keine Examina mehr drohen, mißlang — ermöglichte mir eine Erbschaft die Erfüllung meines Wunsches nach einer Reise um die Erde. Fünfviertel Jahr streifte ich als Globetrotter durch Ägypten, Indien, Birma, Ceylon, Java, China, Korea, Japan, die Vereinigten Staaten und kehrte Weihnachten 1893 nach Berlin zurück. Von meinen weiteren Reisen ist mir die von dem Nordpolfahrer Kapt. Bade als erster Besuch nach Spitzbergen geführte Gesellschaftsreise als besonderes Erlebnis in Erinnerung, weil zweimal die glückliche Rückkehr nur

an einem seidenen Faden hing. Ganz besonderen Reiz hatten die Segelfahrten auf der auf vielen Wettfahrten siegreichen Yacht „Suzanne" meines großen Gönners Oscar Huldschinsky. Die schönste war eine Fahrt nach dem sagenumwobenen Wisby und die wilde Sturmregatta, die uns in nur 22 Stunden von Dover nach Helgoland brachte.

In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren Reisen, sobald man von der Heerstraße abwich, nicht so bequem wie heute. Dafür hatte die Erde mehr Zwischenfarben. So fand mein unterdessen verschollenes Reisebuch „Tropisches und Arktisches" Leser und wohlwollende Kritiker.

Der damals von Deutschen recht selten gemachten Weltreise verdankte ich wohl das Angebot, in den Kolonialdienst überzutreten. Meine jugendlich-romantische Kolonialbegeisterung aus der Zeit der ersten Flaggenhissungen in Afrika hatte schon der Geheimrat v. Mühlberg stark gedämpft. „Der Fürst" — so wurde Bismarck von seinen Mitarbeitern genannt — „hält nicht viel von Kolonien. Er duldet die Bewegung nur, um den Einheitsgedanken zu stärken." Mein Mißtrauen wurde nicht geringer, als mich der Arzt, der mich auf Tropentauglichkeit untersuchen sollte, mit den Worten empfing: „Will

der Alte nicht mehr zahlen?" Auf mein erstauntes „Wieso" erwiderte er: „Ein Zivilist, der nicht von hier weg muß, geht doch nicht in die Kolonien. Oder wollen Sie sich schon in den drei ersten Tagen mit einem Offizier knallen?" Ob ich recht daran tat, mich abschrecken zu lassen, wer kann es wissen?

Auf meine Ernennung zum Richter habe ich 12 Jahre, bis zum Jahre 1904, warten müssen. Meine Personalakten, die man ja nach der Revolution einsehen durfte, enthalten nichts über die Gründe. Allerdings sprach bei Ernennungen auch allerhand Außerdienstliches mit. Meine Bewerbung nach Stendal schlug mir der Personaldezernent mit der Begründung ab, das Gericht verkehre dort mit den Husarenoffizieren, die an der Person eines Richters jüdischer Abstammung Anstoß nehmen könnten. Da mir Talent zur Weltklugheit völlig abgeht, konnte ich mir die Antwort nicht verkneifen, ich wisse durch meinen Schwager, der einige Zeit dort gestanden habe, von diesem Verkehr, allabendlich seien immer einige Offiziere zum Stammtisch abkommandiert worden. Es war ein freundliches Spiel des Zufalls, daß mein Patent vom Kaiser in Straßburg, das mir eine Art zweiter Heimat geblieben war, unterzeichnet worden ist, eine Ironie des Schicksals, daß ich nach Harburg a. E., eine Art Vorstadt von Hamburg,

kam, nachdem ich ein Jahrzehnt früher einen Übertritt in den hamburgischen Staatsdienst abgelehnt hatte, weil ich mich von meinem Berlin, in dem ich verwöhnt und vielleicht verzogen wurde, und von meinem Preußen nicht trennen zu können meinte.

Mein Amtsgerichtspräsident entließ mich mit dem seltsamen Spruch, ich würde durch den sozialen Standard der hannoverschen Richter angenehm überrascht werden, Freundinnen fragten mich ironisch, was in der Provinz aus dem Ästhetizismus werden würde, Freunde vermuteten, ich würde dort, wie einst Ovid an den Ufern des Schwarzen Meeres „Tristitien" dichten. Dazu hatte ich keinen Grund, nachdem ich das Mißtrauen der Hannoveraner gegen den Altpreußen überwunden und mich selbst an ihre steife Eigenart gewöhnt und ihr unbestechliches Rechtsempfinden schätzen gelernt hatte. Außerdem war ja Berlin nur ein paar Eisenbahnstunden entfernt.

Ein Zufall warf mich in die Politik. Als alter Berliner — zu denen ich allerdings nur die zählen kann, deren Familien 1848 oder mindestens 1870 in Berlin ansässig waren — war ich mit demokratischer Weltanschauung sozusagen erblich belastet. Von den Brüdern meines Vaters hatte im „tollen Jahr" der eine als berittener Bürgergardist Dienst getan, der andere stand gerade unter dem späteren „historischen

Eckfenster" Wache, als zum Schutze des Palais die Worte „Nationaleigentum" angeschrieben wurden. Meinen Vater, der damals als Maschinenbauer bei Borsig arbeitete, hatte meine Großmutter vorsichtshalber eingesperrt. Da ich aus meinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht habe, war ich in Harburg als Linksliberaler bekannt. Als die ganz im Kielwasser der Schwerindustrie schwimmenden Nationalliberalen für die sogenannten „Hottentottenwahlen" 1907 einen Freikonservativen aufstellten, wurde meine Gegenkandidatur acht Tage vor der Wahl improvisiert.

Meine politische Tätigkeit ist nicht im Buche der Geschichte verzeichnet. Aber sie könnte in einer Regimentsgeschichte der Fortschrittspartei stehen. Als eines Offiziers, der auf vorgeschobenem Posten seinen Mann gestanden hat. Wenn es mir auch nie gelang, ein Abgeordnetenmandat zu erobern, ist mein Wirken nicht ganz fruchtlos geblieben. Einige jetzt natürlich schon eingestampfte Broschüren, die von mir wenn auch in ein nur kurzes Leben gerufen „Neue Elbe-Zeitung" haben demokratische und soziale Ideen gesät, am Brückenbau zwischen Stadt und Land, Bürgertum und Arbeiterschaft mitgearbeitet. Meine radikalsten Gegner waren meines sozialen Programms wegen die Arbeitgeberverbände. Eins ihrer Organe verstieg sich bis zu einem denunziatorischen Artikel

mit der schönen Aufschrift: „Ballonmütze und Richterrobe." Natürlich kam ich auch in jenen Zeiten, in denen alles links von den Nationalliberalen im Geruch der Staatsfeindschaft stand, mit meiner vorgesetzten Behörde verschiedene Male in Konflikt.

Dann kam der Krieg. Ich hielt es für meine selbstverständliche vaterländische Pflicht, die Kriegsverordnungen einzuhalten. „Mich nährt und bläht Kartoffelbrot" dichtete damals Kerr. Davon gab es sechs Scheiben täglich für die Person — und zwei davon mußte doch der abgemagerte Hund bekommen — und soviel an Fettigkeiten wöchentlich, wie das Gewicht etwa eines einfachen Briefes. 1917 brach ich zusammen. Nun schritt meine Frau ein. Aber unsere Überschreitungen hielten sich doch in sehr mäßigen Grenzen. Es hat mich stolz gemacht, daß ich das Vertrauen der Massen so gewonnen hatte, daß die sozialdemokratische Zeitung mich Artikel schreiben ließ, wenn es, namentlich während des furchtbaren Kohlrübenwinters, galt, sie zu beschwichtigen. Auch während der ersten Monate der Revolution konnte ich Mittler sein und manchen Unfug verhüten. Natürlich habe ich, wie so viele andere in jenen Zeiten, mancherlei geschrieben und in Stadt und Dorf erzählt, was durch die Ereignisse widerlegt worden ist. Zu zwei meiner Flugschriften: „Die elsaß-

lothringische Frage vom Rechtsstandpunkt" und „Über einen Verständigungsfrieden und seinen sittlichen Sinn", die zunächst trotz Friedrich Naumanns Fürsprache keinen Verleger finden konnten, stehe ich noch heut.

Nach dem Umsturz wurde ich Geschäftsführer des parlamentarischen Untersuchungsausschusses und dessen Sachverständiger für die Ursachen des Zusammenbruches. Er hat nicht nur für die Geschichtsforschung Ersprießliches geleistet, als er die Mär von der Alleinverantwortung Deutschlands für den Krieg und die Lüge vom Dolchstoß widerlegen half. Schriftstellerisch habe ich mich weiter politisch betätigt. Eine meiner Broschüren „Die Abdankung" scheint so gefährlich gewesen zu sein, daß sie ein Monarchist in einer Gegenschrift bekämpfte. Politisch aktiv war ich nur während des Kapp-Putsches 1920. Als Kapp am 17. März das Spiel schon verloren gegeben hatte, hieß es plötzlich falsch aber besorglich, bewaffnete Arbeiterzüge seien aus Adlershorst im Anmarsch. Um sinnfällig darzutun, daß der Spuk verscheucht sei, wurden auf meine Anregung hin auf den Ministerialgebäuden die schwarz-rot-goldenen Fahnen gehißt, die so zum ersten Male über dem ganzen Regierungsviertel wehten. Wenn ich zum Schluß noch erwähne, daß ich seit 1920 als Obmann des Bühnenschiedsgerichts Berlin an der Ausgestaltung des

Bühnenrechts mitgearbeitet habe, ist das Erzählenswerte meines Lebenslaufes erschöpft.

Meine Erinnerungen sind also Erinnerungen eines mittelmäßigen Sohnes dieser Erde, den ein glückliches Geschick jedoch mancherlei erleben ließ und der versucht hat, das, was sich seinen suchenden Augen bot, nicht aus der Froschperspektive zu sehen. Ihr Wert mag darin liegen, daß sie eine Gesellschaftsschicht schildern, die zu zeichnen bisher niemand versucht hat und die unwiderruflich verschwunden ist, weil sie nur in dem wohltemperierten Klima der Vorweltkriegszeit gedeihen konnte.

DIE JÜDISCHE OBERSCHICHT IN BERLIN

Solange es eine Oberschicht der Berliner Judenschaft gab, unterschied sie sich wesentlich von ihren Glaubensgenossen im Süden und Westen Deutschlands.

In derselben Zeit, in der die Juden in Frankfurt a. M. z. B. im Ghetto zusammengepfercht wurden, dessen Tore bei Sonnenuntergang geschlossen wurden, wo sie gelbe Ringe tragen mußten, sich an christlichen Feiertagen überhaupt nicht in der Stadt sehen lassen durften, in derselben Zeit, in der der Frankfurter Patrizier Friedrich dem alten Rothschild gnädig gestattete, heimlich von einem Dachfensterchen aus den Krönungszug Franz II. anzusehen, ließ der Berliner Theaterdirektor Fleck der Aufführung von Shakespeares „Kaufmann von Venedig" am 16. Juli 1788 einen Prolog Rammlers vorausgehen, der besagte, er wolle keineswegs durch Aufwärmung alter Vorurteile neuen Judenhaß wecken.

Zur Zeit Friedrichs des Großen, der die allgemeine Antipathie gegen die Juden teilte, können Juden in Logen den Theatervorstellungen beiwohnen. Zur selben Zeit läßt sich der alte Levin, der Vater der Rahel, von Chodowiecki malen. Schon 1773 hören wir, daß die kleine Henriette de Lemos ein Konzert gibt, in dem ein Offizier sie auf dem

Klavier begleitet. Ähnlich sieht es nicht nur in der Mark, sondern in ganz Preußen aus.

In den Salons der Dorothea Veit, der Henriette Herz, der Rahel Levin trafen sich die schöngeistige Welt und die Hofgesellschaft. Jüdische Häuser konnten zu kulturellen Sammelpunkten werden, weil sich in der Beamten- und Militärstadt Berlin ein bürgerliches Patriziat nicht hatte bilden können.

So paradox und vielleicht frivol es klingen mag: die Berliner Juden müssen dem Kurfürsten Joachim dankbar sein, daß er die Juden aus seinen Staaten vertrieb. Ein geistreicher Freund sagte: Wenn nur ein paar jüdische Familien in der Welt übriggeblieben wären, würde man sie, als desselben Stammes wie Jesus von Nazareth, hoch in Ehren halten. Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde ein Berliner Maler Güterbock in einer kleinen italienischen Stadt, in der noch nie ein Jude gewesen war, von dem Geistlichen einer Kirche, die er zeichnete, angeredet. Als er hörte, jener sei ein „Ebraio", forderte er ihn auf, den Gottesdienst zu besuchen. Am Schluß teilte er der Gemeinde freudig mit, ein „Cognato dei Salvatore" sei anwesend. Auch im Königreich Polen gehörten in der Epoche der ersten Judeneinwanderung auf Grund dieser Stammesverwandtschaft die Juden, die sich taufen ließen,

zum Adel. Ganz so verehrt wurden sie ja nun in Preußen nicht, als man sie wieder zuließ. Da es aber anderthalb Jahrhunderte in Berlin keine Juden gab, blieben die dann Zuwandernden vom Judenviertel verschont. So ist dieser merkwürdig problematische Kurfürst auch den Juden gegenüber — wenn auch hier wider Willen, Wissen und Voraussicht — zu einem Schützer der Unterdrückten, zu dem „roi des gueux" geworden, der er sein wollte.

Aber nicht nur das äußere, auch das innere Ghetto mußte überwunden werden, um die Juden zu akklimatisieren. Der, dem die Juden diesen Sieg verdanken, ist Moses Mendelssohn. Er, der es sogar wagen durfte, Friedrich II. zu kritisieren, weil er der französischen Sprache vor der deutschen den Vorzug gab, lehrte sie deutsch sprechen. In dem Augenblick, als die Juden den „Jargon" aufgaben, den sie in Polen, allerdings nicht unberechtigt, „daitsch" nannten, fiel eine Scheidewand. Sie konnten der deutschen Kulturgüter teilhaftig werden. Sie wurden es in dem Maße, daß um die Wende des 18. Jahrhunderts in jüdischen Kreisen bereits Dilettantenaufführungen in deutscher Sprache, z. B. von Weißes Richard III., stattfanden.

Von dieser Zeit an haben die Berliner Juden die jüdischen Worte immer mehr verpönt; sie hielten auf ein sehr

korrektes Hochdeutsch, das sich eigentlich erst in den achziger Jahren abschliff oder verschlechterte, wie man will. Wie oft habe ich eine Cousine meines Vaters geneckt, sie sei die letzte Frau, die noch Konjunktive gebrauche! Machte sich ein besonderer Tonfall bemerkbar, so war es nicht das singende, zuckende „Mauscheln", sondern das gedehnte „Berlinern", („ick" und „det" kann jeder lernen, richtig „mir" und „mich" zu verwechseln und das „j" an Stelle des „g" zu setzen, ist schon schwerer; das „Nölen" der Sprache, namentlich der Doppellaute, ist überhaupt nicht nachzuahmen).

Erhalten hat sich, abgesehen von den unsterblichen jüdischen Anekdoten und jenen Jargonworten, die zum Teil über das Rotwelsch, die Gaunersprache, durch eine polnisch-jüdische Diebesbande in den Berliner Dialekt übergegangen sind, wie „Kawrusche", „Ponim", „Mischpoke", „meschugge" (der alte Kaiser gebrauchte es gern, sprach es aber „maschucke" aus), den heute besonders wichtigen Worten „Dalles" und „Pleite", nur das unersetzliche Wort „nebbich". Dieses Wort ist aber eigentlich mittelhochdeutsch „nie bi Uech". In den Briefen der Hensel heißt es einmal, man sage in Italien bei jeder Gelegenheit „poverino", sie könne es nicht anders übersetzen als mit „nebbich".

Im Aussterben begriffen ist der Ausdruck „Bisse". Was er bedeutet, kann man aus folgender kleinen Geschichte ersehen: Eine Freundin unserer Familie erzählte: „Mein Mann wollte mir neues Silber zu Weihnachten schenken, ich habe ihm aber gesagt, für die Bisses, die bei uns verkehren, ist das alte gut genug." „Bisses" bezeichnet also „kleinbürgerlich", Leute, die „ne sont pas dans le train", wenn ich eine jener französischen Redensarten anwenden will, die bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den Gebildeten in das Deutsch inkrustiert zu werden pflegten.

Nach dem Motto: „Fremdworte sind Glückssache," werden reich gewordenen Juden allerhand sprachliche Entgleisungen in den Mund gelegt. Es sind immer dieselben Geschichten, deren Träger in den verschiedenen Städten verschiedene Personen sind. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden sie auf die Person „Zwickauers" konzentriert, ein Name, hinter dem sich der wahre, gleichfalls von einer großen sächsischen Stadt hergeleitet, verbarg. Diese Rundreisegeschichten sind im allgemeinen erfunden. Von folgenden Äußerungen wird mir aber versichert, daß sie authentisch seien: „Bin ich ein Vogel, daß ich an zwei Stellen zu gleicher Zeit sein kann?" — „Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch haben." — „Ich verstehe nicht, wie viele Tinte bei

mir verbraucht wird, es muß sie jemand trinken." Eine Frau M., die ihren wenig ansehnlichen Sohn, der sich selbst schon Ludwig nannte, noch gut jüdisch „Leib" hieß, sagte mütterlich stolz: „Schön ist mein Leib nicht, aber er gewinnt, wenn er spricht."

Selbst gehört habe ich auch solche Stilblüten aus dem Munde einer sehr reich gewordenen Wienerin, Frau v. G.: „Ich beschäftige mich jetzt viel mit der französischen Revolution. Ich bewundere Charlotte Corday, die Murat im Bade ermordet hat", und: „Ich kann mir nicht denken, daß der Mensch vom Gorillus und der Gorilla abstammt." Ihr größter Ehrgeiz war erfüllt worden: Ihre recht törichte Tochter, die wir, da sie im Hotel stets mit langen, aufgelösten Haaren herumlief, nach einem weltbekannten Inserat für ein Haarwuchsmittel „Ich, Anna Szillag" nannten, hatte in die Pariser Haute finance hineingeheiratet. Der junge Ehemann hatte es vorgezogen, die Brautnacht anderswo zu verbringen; sie war darauf nach Wien zurückgekehrt. Die Mama verstand es nicht. „Er hat mir gesagt, das sei in Paris so Sitte, und wenn es so Sitte ist!" Dagegen ist sicherlich eine Geschichte erfunden, die ihrer Schwägerin nachgesagt wird, deren Tochter einen unehelichen Nachkommen, einen „Fiz" aus dem Hause der Stuarts geheiratet hatte. Sie lehnte eine Einladung wegen

Trauer ab, es sei der Todestag ihrer armen „Marie Stuart".

Obwohl die Orthodoxen in der Berliner Gemeinde — der fanatische Pfaffe ist sich wesensgleich, mag er geschoren, gescheitelt oder beschnitten sein, noch schlimmer sind die Zeloten des Unglaubens, des Monismus z. B., oder die Impfgegner — der Arbeit Mendelssohns für das Deutschwerden der Juden äußersten Widerstand entgegensetzten, wurde die Gemeinde zum mindesten „gut fritzisch". Sie feierte in ihrer Synagoge die Siege von Roßbach und Leuthen, den Frieden von Hubertusburg. Mendelssohn schrieb dazu die Predigten. Seelisch verbanden die Juden ihr Geschick mit dem des preußischen Staates, wuchsen mit ihm in das deutsche Nationalgefühl hinein. Als 1813 alle, alle kamen und der König dann rief, meldeten sich auch zahlreiche Juden als Freiwillige. Der Berliner Maler Gräf, dessen Gattin die Tochter eines jener Freiwilligen war, hat einen solchen in ein einst sehr berühmtes Bild „Auszug der Freiwilligen aus Breslau" hineingemalt.

Diesem bodenständigen Typus des preußischen Juden steht diametral der Wandervogeltypus der westlichen und südlichen Judenschaft gegenüber, die den innern Anschluß an das Deutschtum nicht schon in den Zeiten suchen

konnte, als das deutsche Nationalgefühl geboren wurde, sondern ihn erst mit der Gründung des Reiches fand. Auch aus Norddeutschland wanderten Juden in wirtschaftlicher Bedrängnis aus. Es ist aber nicht nur die Folge einer zentralen Lage, noch weniger der Fluch des Ahasver, daß die reichen Juden von jenseits des Mains international versippt sind, daß sie eine Tante in Paris, einen Onkel in London, einen Vetter in New York haben.

Die Berliner Juden haben stets das Gefühl bewahrt, Deutsche, recht stark auch die Überzeugung, Preußen zu sein. Um so mehr war ich erstaunt, daß nach dem Weltkrieg einige Herren es für nötig gehalten haben, einen „Verein nationaldeutscher Juden" zu gründen. Ich selbst habe nur noch sehr wenig Fühlung mit den Juden in Berlin, gar keine mit der augenblicklich reichen Schicht. Es scheint mir aber völlig unbegreiflich und unwahrscheinlich, daß Zuwanderung die Mentalität der Berliner Juden gänzlich verkehrt haben sollte. Die programmatischen Erklärungen dieses neuen Vereins wirken auf mich, wie wenn jemand als eine neue Erfindung proklamieren würde, es sei ihm gelungen, aus Rüben Zucker zu gewinnen.

Die Möglichkeit, freie Berufe zu ergreifen, Grund und Boden zu erwerben, in den Staatsdienst zu treten, vollendete das von den norddeutschen Juden heißersehnte Aufgehen

im Deutschtum. Es ist für diesen Drang bezeichnend, wieviel jüdische Zuhörer Wilhelm Scherer und Erich Schmidt gehabt haben. Der geistvollen Malerin Sabine Lepsius, der wir z. B. die treffenden Charakteristiken: „Ellen Key, die Tante der Menschheit" und „Weimar, die Stadt zur Ausnutzung berühmter Leichen" verdanken, wurde ein solcher Student vorgestellt, der ihr die östlichen Eierschalen noch nicht völlig abgestreift zu haben schien. Sie schüttelte den Kopf: „Erste Generation, und schon Germanist!"

Da die Juden in Berlin kirchlich ebenso indifferent waren wie die Mehrzahl der Evangelischen, mußte die letzte Konsequenz des Assimilationsbedürfnisses der Übertritt zum Christentum sein. Die strengen Glaubensvorschriften, namentlich die Speisegesetze, wurden schon lange nicht mehr gehalten, es sei denn, daß das wohlschmeckende „Schalet", dem Heine ja einen Dithyrambus gewidmet hat, und „Mazzes", namentlich aber „Butterfische", nicht verschmäht wurden. Der „Barches" hat als „Zopf" in den letzten Jahren sogar Berliner Bürgerrecht gewonnen. Aus Gewohnheit, aus Rücksicht auf alte Verwandte, vielleicht auch aus Aberglauben, wurden einzelne Gebote: Synagogenbesuch an den hohen Feiertagen, viel seltener Fasten gehalten. Aber das war auch alles.

Nachdem die Bestrebungen einer Europäisierung der

alten orientalischen Formen des Gottesdienstes, das sogenannte Reformjudentum, ohne richtigen Anklang geblieben waren, war es zwangsläufig, daß, sobald ein gewisses kulturelles Niveau erreicht war, die Generation, die auf deutschen Schulen erzogen worden war, deutsch dachte und fühlte, keinen jüdischen Religionsunterricht gehabt hatte, zum Judentum also ein inneres Verhältnis überhaupt nicht hatte, sich oder wenigstens die Kinder taufen ließ. Wenn es die Rücksicht auf die Gefühle der Alten in der Familie irgendwie erlaubte. Der kleine Meyer, in der Schule nach seiner Religion gefragt, sagt: „Evangelisch, aber der Großpapa darf es nicht wissen." So ist es zu erklären, daß ich in mir verschwägerten Familien z. B. einen Benediktinerprior, einen Bischof der High-Church, einen griechisch-orthodoxen Popen, aber keinen Rabbiner finden kann.

Dieses Bedürfnis, die Assimilation auch äußerlich zu bekunden, das nur vorübergehend durch den Antisemitismus aufgehalten wurde und das mit der Taufe nur des bessern Fortkommens wegen lediglich den Taufakt gemein hat, ist spezifisch norddeutsch. Es gibt eine Anekdote von den vier getauften Juden, die sich über die Gründe ihres Übertritts unterhalten. Sagt der eine: weil ich Karriere machen wollte, der zweite: weil ich eine Christin heiraten

wollte; der dritte: weil mir die Gemeindesteuern zu hoch waren. Als der vierte sagt: aus Überzeugung, schreien die drei andern: Das reden Sie einem Goy vor! Diese Geschichte ist sicherlich nicht auf Berliner Boden gewachsen. Eher schon die von Meyersteins, die sich aus Gefälligkeit hätten taufen lassen, weil Levysohns einen christlichen Umgang haben wollten.

Ich will nicht behaupten, daß die Taufe immer aus religiöser Bekehrung erfolgte, – obwohl diese Fälle sehr viel häufiger sind, als namentlich die Juden selbst zugestehen wollen, — das glaube ich nicht einmal von den Berliner Juden, die so fein waren, daß sie katholisch wurden, weil unter den Protestanten zu viele Juden seien — aber sie erfolgte zum mindesten, um auch äußerlich das zu bekennen, was innerlich gefühlt wurde. Den assimilierten Juden war die Taufe zum mindesten das äußere Bekenntnis der innerlichen Umwandlung. Wobei aber irgendwo ein Gefühl blieb, daß die wirkliche Amalgamierung doch noch eine weitere Spanne Zeit erfordere. Als sich die Tochter aus einer christlichen Familie jüdischer Abstammung mit einem Sohn gleicher Herkunft verlobte, sagte die Brautmutter: „Das ist der Schwiegersohn, den ich mir gewünscht habe: ein netter, christlicher, junger Mann aus guter jüdischer Familie."

DIE GROSSEN VERMÖGEN

Die Lebensgrundlage auch der jüdischen Oberschicht in Berlin lag im Kaufmannsberuf. Die Vermögensverhältnisse waren daher von wesentlicher Bedeutung. Vor mir liegt der Ehevertrag meiner Großeltern vom 9. Mai 1820 väterlicherseits. Er ist in tadellosem Deutsch geschrieben, von einem jüdischen Beamten mit Doktortitel unterschrieben. Der in ihm erwähnte „Chalizabrief" enthält den Verzicht auf die nach dem alten Testament gebotene Leviratsehe und ihre Folgen. Er scheint mir ein so wichtiges Dokument, daß ich ihn vollständig wiedergebe:

Unter heutigem Dato erschienen vor uns eigenhändig unterschriebene Zeugen, als dazu bestallte rechtliche und glaubwürdige Männer folgende dispositionsfähige und uns hinlänglich bekannte Personen, nämlich:

1. der Banquier Herr Moses Wolfs als Vater und Assistent seiner einzigen Tochter,
2. die Jungfer Louise Wolfs, einzige Tochter des ersteren, als Braut. Beide von hier, und
3. der majorenne und selbständige Jüngling, Herr Salomon Herz, Kaufmann aus Anhalt Bernburg, als Bräutigam.

und haben nachstehende Ehepacten zweiter Art vor uns untereinander verabredet und abgeschlossen:

I. Es verpflichtet sich nämlich der Bräutigam Herr Salomon Herz aus Anhalt Bernburg, die Jungfer Louise Wolfs, einzige Tochter des Banquiers Herrn Moses Wolfs aus Halle,

a) den Gesetzen Moses und Israels gemäß unter den Trauhimmel zu führen und vermittelst des Trauringes sich mit ihr ehelich zu verbinden und auch mit derselben in Frieden und Eintracht zu leben,

b) verspricht er alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter seiner künftigen Ehefrau, der Jungfer Louise Wolfs, zum gleichmäßigen und gemeinschaftlichen Gebrauch,

c) bringt er auch standesmäßige Wäsche, Meubles, Feier- und Alltagskleider für sich mit,

d) gibt er seiner Braut, der Jungfer Louise Wolfs, die herkömmlichen standesmäßigen Hochzeitsgeschenke nebst goldenen Trauring zu ihrem einzigen und alleinigen Eigenthum und völlig freien Gebrauch und Benutzung,

e) bringt er ihr noch vor der Trauung den Chalizabrief von allen seinen annoch lebenden Brüdern unentgeldlich mit.

II. Dagegen verpflichtet sich die Jungfer Louise Wolfs, einzige Tochter des obgedachten Herrn Moses Wolfs von hier, von ihrem Bräutigam, Herrn Salomon Herz aus Anhalt Bernburg, sich den Gesetzen Moses und Israels gemäß unter den Trauhimmel führen zu lassen, durch den Trauring sich gesetzlich mit ihm zu verbinden; und ihm alles dasjenige zu leisten, was einer tugendhaften Ehefrau geziemt und einer redlichen Gattin obliegt.

III. Der Vater der obgedachten Braut, Herr Moses Wolfs von hier, hat sich demnach zu folgenden Puncten und Prästationen kraft dieses anheischig und verbindlich gemacht:

a) Er übergibt seine Tochter, die mehrgedachte Braut Jungfer Louise Wolfs, dem Bräutigam Herrn Salomon Herz aus Anhalt Bernburg mit vollkommener Einwilligung zur Ehegattin;

b) hat er seiner obgedachten Tochter, der Jungfer Braut Louise Wolfs, an baarem Gelde 2500 RT., sage und schreibe zweitausendfünfhundert Reichsthaler in Golde den Friedrichsdor à 5 rx gerechnet und eine in Wäsche, Betten, Leinen- und Tischzeug, Kleider, Hochzeitsgeschenken und anderen Effekten bestehende Ausstattung

1600 RT., sage und schreibe ein Tausend und Sechshundert Reichsthaler in Golde den Friedrichsdor à 5 rx gerechnet an Werth, mithin in Summa 4100 RT., sage und schreibe: Vier Tausend Ein Hundert Reichsthaler in Golde den Friedrichsdor à 5 rx gerechnet, zum Brautschatz — wie solches aus der vom Herrn Salomon Herz darüber ausgestellte Quittung mit mehrerem erhellet, — mitgegeben.

c) verpflichtet sich auch Herr Moses Wolfs, die Kosten des Hochzeitsmahles allein zu tragen.

d) verspricht er auch, seine Tochter, die Jungfer Louise Wolfs, rücksichtlich ihres dereinstigen Erbantheiles von seiner Verlassenschaft nach seinem Tode noch testamentarisch besonders zu bedenken.

IV. Beide Ehehälften versprechen, sich gegenseitig treu zu lieben, alle Pflichten des Ehestandes gewissenhaft zu erfüllen, keines ihrer Güter einer dem andern Theile zu verheimlichen, ihre Nachkommen den Gesetzen der israelitischen Religion und des Raates gemäß zu erziehen, und in ihrem ganzen Zusammenleben den Frieden und die Eintracht bestens zu erhalten.

Falls aber — was der Ewige verhüten wolle! — diese Eintracht gestört werden sollte, so daß eine der beiden Ehehälften eine vor Gericht zulässige Klage gegen die andere zu erheben gezwungen werden möchte: so wendet sie sich an die nächste landesherrliche Behörde — nöthigenfalls mit Zuziehung israelitischer Gerichten —, wo sie des Processes Entscheidung zu gewärtigen haben, deren Ausspruch sich beide Theile kraft dieses zu unterwerfen versprechen. Die Frau hat übrigens das Vorrecht in Anschauung der Wahl des Gerichtes. Sie erhält aber während der Zeit ihres häuslichen Trennung von ihrem Mann monatlich 20 Gulden zu ihrer Erhaltung von demselben und zwar gleich vom Anfang ihrer Entzweiung bis zur Beendigung ihrer Rechtssache. Sobald sie sich aber wieder ausgesöhnt haben, so zieht die Frau sofort wieder zu ihrem Mann und bringt alles, was sie aus seinem Hause mitgenommen hat, als eheliches Gemeinguth wieder zu ihm zurück.

V. Rücksichtlich der Todesfälle ist folgendes festgesetzt worden:

1. Wenn — welches Gott lange verhüten wolle! — genannter Herr Salomon Herz im ersten Jahre

nach der Trauung sterben sollte, ohne einen mit seiner Ehegattin erzeugten lebendigen, gesunden und leiblichen Erben nachzulassen, so soll gedachte Frau Louise Herz gebohrne Wolfs, alles wieder zu sich zurück zu nehmen berechtigt sein, was sie als Brautschatz eingebracht hat; aber nicht das ihr im Trau- und Vermehrungsbrief versprochene Capital.

2. Sollte er aber im zweiten Jahr nach der Trauung ohne leibliche und vollkommene Erben von seiner Ehefrau mit dem Tode abgehen: so soll die gedachte Frau Louise Herz gebohrne Wolfs alles zu sich zurücknehmen, was sie eingebracht hat, nebst der Hälfte der im Trau- und Vermehrungsbrief gedachten Zugabe.

3) Wenn er aber im dritten und folgenden Jahren stirbt, ohne ihr einen leiblichen Erben zu hinterlassen: so nimmt sie nebst allem ihrem Eingebrachten auch alles ihr im Trau- und Vermehrungsbrief versprochene Geld zu sich hin: Ferner:

a) Wenn — welches der Herr lange verhüten wolle! — die Frau Louise Herz gebohrne Wolfs im ersten Jahre nach der Trauung

ohne leibliche von ihrem Ehemann erzeugte Kinder mit dem Tode abgehen sollte: so soll ihr Mann, der Herr Salomon Herz, ihren Erben nach Abzug der Beerdigungskosten alles dasjenige wieder herausgeben, was sie ihm als Brautschatz und Geschenke eingebracht hat.

b) Stirbt sie im zweiten Jahr nach der Trauung ohne Kinder, so soll genannter Herr Salomon Herz ihren Erben die Hälfte ihres Eingebrachten nach Abzug der ordentlichen Kosten herausgeben.

c) Stirbt sie aber im dritten und folgenden Jahren, ohne ihrem Manne einen leiblichen Erben gebohren zu haben: so soll nach den bestehenden israelitischen Gesetzen gehalten werden, nach welchen nämlich der Mann die Frau beerbet. In allen diesen Fällen aber soll die Frau zuvörderst ihren Trauring hinnehmen, ohne daß ihr der Werth desselben von dem im Traubrief erwähnten Kapital gekürzt werde.

Nachdem nun der obgedachte Herr Bräutigam seine Braut unter den Trauhimmel geführt und sie nach den

Gesetzen Moses und Israels geehligt hat, und nachdem sich beide Eheleute mit Übernehmung eines schweren Bannes durch den Eid des Gesetzes zu allem, was oben beschlossen, verbindlich gemacht: so haben sie sowohl als Herr Moses Wolfs alles dieses in unserer Gegenwart selbst gelesen, bestätigt, genehmiget und eigenhändig unterschrieben.

Halle, den 9ten Mai Achtzehnhundert zwei und zwanzig.

Dr. Ludwig Meyer, Assessor des Kultus, als Zeuge.

Salomon Rochlitz, Kantor der Israelitischen Gemeinde zu Halle, als Zeuge.

Salomon Herz

Louise Wolfs,

Moses Wolfs.

Die Mitgift meiner Großmutter im Jahre 1820 betrug also insgesamt 4100 Thaler. Vergleiche ich damit Ehekontrakte aus den fünfziger Jahren, so finde ich, daß die eingebrachten Vermögen auf 30000 und 50000 Thaler gestiegen sind, die Vermögen sich also stetig vermehrten, wobei aber nicht vergessen werden darf, das Sinken des Geldwertes gebührend in Rechnung zu stellen.

Fürstenmacht entstand durch Raub, euphemistisch „Eroberung" genannt. Der Adel warf die „Pfeffersäcke". In Norwegen zeigt man die Vorrichtungen, durch die die „königlichen Kaufleute" der Hansa die Käufer in Maß und Gewicht betrogen. Von einem der reichsten deutschen später gefürsteten Grafengeschlecht, das sich durch große Geschäftstüchtigkeit auszeichnet, ist bekannt, daß der Grundstock des Vermögens durch Kriegslieferungen gelegt wurde. Ein Bankier, der in den siebziger Jahren als reicher Mann nach Berlin einwanderte, sagte: „Über die ersten tausend Taler will ich nicht reden, alles andere aber ist ehrlich erworben."

Der Uranfang fast aller großen Vermögen liegt also im Dunkel; ein Unterschied besteht nur darin, wann dieses wohltätige Dunkel gelichtet wurde. Es ist eine rein chronologische Frage, ob der Erwerb ehrlich war; chronologisch auch insofern, als die Maßstäbe für das, was erlaubt und was verboten ist, wechseln. Der Maßstab ist heute sicherlich nicht mehr so streng wie vor dem Kriege. Von unten, aus den Kreisen, die gelernt haben, im Kapitalisten den Ausbeuter zu sehen, von oben aus jenen Kreisen, die jeden Kaufmann mehr oder minder für einen Betrüger hielten, sind Elemente in das kaufmännische Leben eingedrungen,

die von den traditionellen kaufmännischen Ehrbegriffen nichts wissen. Vor Vielem, was heute nicht nur als zulässig geduldet, sondern sogar als „smart" angesehen wird, wären vor dem Kriege auch Kaufleute minderen Rufs zurückgeschreckt.

Einem Berliner Bankier, der als Prokurist eines großen Bankhauses eine Depesche an seine Firma zu eigenen Spekulationen ausgenutzt hatte, hat vor dem Kriege dieser Vertrauensbruch immer angehangen. Später konnte der Scherz kursieren: Die Dividenden der Banken würden das nächste Mal höher sein, weil die Direktoren beschlossen hätten, sie an ihren eigenen Geschäften zu beteiligen.

Freilich waren noch bis in die achziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Geschäfte einfacher zu führen. Man fabrizierte oder lieferte eine gute Ware, verkaufte sie zu angemessenem Preise, ohne viel auf Konjunktur achten oder gar Reklame machen zu müssen. Als für unsere Ölmühle Silos zum Aufspeichern der Saat gebaut wurden, ging das meinem Vater eigentlich schon als spekulativ gegen den Strich. Als dann unsere Gummifabrik für ihre Autoreifen an den Säulen Plakate für „Herz-Pneumatik" anschlagen ließ, sah mein Onkel das doch als eine Degradierung einer alten Firma an. Dann wurde der Betrieb auch dadurch erleichtert, daß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern,

die noch hoffen konnten, nicht bis ans Lebensende für Fremde fronen zu müssen, persönliche Beziehungen geknüpft waren. In einem Tagebuch meines damals 17jährigen Vaters steht vermerkt, wann die Herren vom Comptoir bei meinen Großeltern zu Gast waren. Unter dem 1. IX. 1845 finde ich die Schilderung eines Richtfestes in unserer Fabrik, in der es heißt: „Nachdem die Arbeiter die Stadt mit der Krone unter Musikbegleitung durchzogen hatten, wurde die Krone in die Höhe gezogen. Darauf hielt der Zimmerpolier Röseler eine lange Rede in Versen. Unser Vater antwortete ihm mit wenigen Worten, konnte aber vor Rührung nicht weiter sprechen, und dieser Moment gefiel mir am besten und erfreute mich mehr als andere an diesem Tage." Ebensowenig wie eine Arbeiterfrage gab es eine Dienstbotenfrage. In guten Häusern blieben die Hausangestellten — ganz alte Tanten sagten noch „Domestiken" — bis sie heirateten. Auch dann noch hörten die Beziehungen nicht auf. Da gab es z. B. in unserer Familie einen alten, pensionierten Herrn, der schon Faktotum meines Großvaters Marckwald gewesen war. Er servierte bei großen Diners mit. Die Entwicklung der Tischgebräuche verdrängte den Löffel immer mehr zugunsten der Gabel. Als es Sitte wurde, sogar Eis mit der Gabel zu essen, flüsterte er einer meiner Cousinen zu:

„Ideken, essens Se's ruhig mit der Jabel, die janze Diplomatie ißt so."

Dies gute Verhältnis mag zum Teil darauf zurückzuführen gewesen sein, daß in großen Haushaltungen, in denen sich die Hausfrau nicht um die Einzelheiten kümmert, die Reibungsflächen geringer sind. Der letzte Grund lag aber in dem sozialen Pflichtgefühl der Wohlhabenden, das man für jene Zeit zutreffend mit dem heute mit Recht verpönten Wort „patriarchalisches Verhältnis" bezeichnet.

Endlich blieben in dem noch nicht durch die Aktiengesellschaften entpersönlichten geschäftlichen Leben menschliche Beziehungen nicht ausgeschaltet. „Leben und leben lassen" war selbstverständliche Forderung kaufmännischen Anstandes. Als die Firma Gebrüder Landau einmal in Schwierigkeiten geriet, boten ihr Behrens & Co. in Hamburg Hilfe an, unter Hinweis auf einen ähnlichen Dienst, den ihnen der Gründer der Firma Landau 30 Jahre vorher geleistet hatte. In der Deflationskrise haben dagegen Banken alte Verbindungen rücksichtslos gelöst. Es gab dafür einen bequemen, wohlklingenden Vorwand: Man habe fremde Gelder zu verwalten.

Ich weiß nicht, ob man all diese Verschiebungen in den kaufmännischen Gepflogenheiten mit der Erschwerung

des Kampfes ums Dasein erklären kann und darf. Ohne mich wie ein Magenkranker als Laudator temporis acti aufzuspielen, will es mir scheinen, als ob die frühere Auffassung, nicht allein der Erfolg entscheide, sympathischer war. Es ging wohl ein wenig zu weit, wenn solide Fabrikanten die Nase darüber rümpften, daß jemand ein billiges Surrogat wie Shoddy überhaupt fabriziere. Die unproduktive Tätigkeit des Financiers, der nur Aktienpakete hin und her schiebt, fusioniert, Konzerne gründet und auflöst, mit dem Endzweck, Einfluß zu gewinnen, wäre jedoch mit Recht abgelehnt worden. Von diesen „Brasseurs d'argent", wie der Franzose dergleichen Leute nennt, wollte man nicht recht etwas wissen.

Dieser kaufmännischen Ideenwelt widersprach jedes Prunken mit Reichtum. Vielleicht war die Scheu vor dem Protzentum heilsame Nachwirkung einstiger blutiger Judenverfolgungen. Jedenfalls wurde das Gebot des „richesse oblige" nicht nur in ausgebreitetem Wohltun erfüllt, — mein Vater führte z. B. nach dem Gesetz des Zehnten im Alten Testament ein besonderes, ein sog. „Maasser Conto", — sondern auch damit, daß man in einer Zeit, in der sich die Spannung zwischen reich und arm erhöhte, alles tun zu müssen glaubte, um sich Reichtum verzeihen zu lassen.

Natürlich gab es trotzdem immer schon Protzentum. Mein Onkel Wolfs war einmal in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einem Rothschild in Paris eingeladen. Also noch bei einem der alten, einem der „fünf Frankfurter". Es war, glaube ich, derjenige, der auf den Einwurf: „Was wären Sie, Herr Baron, wenn Sie nicht das viele Geld hätten", erwiderte: „Ich hab's aber." Bei jenem Essen stand vor jedem Gast eine Karaffe Rotwein. Mein Onkel saß neben dem Gastgeber. Er lobte den Wein. „Schmeckt er Ihne?" fragte Rothschild in seinem Frankfurterisch, „da sollte Se erst den trinke, den ich hier hab'."

Da gab es aber auch in Berlin einen sonst überaus klugen und geachteten Geheimen Kommerzienrat, dessen Taktlosigkeiten berühmt waren. Er führte auf einem Diner die Frau eines sehr hohen Beamten zu Tisch. Es gab Trüffeln in der Serviette. In jenen Zeiten der noch kümmerlichen Verkehrsmittel hatten viele Genußmittel, z. B. sogar Bananen, Seltenheitswert. Ende der siebziger Jahre noch war es fast ein Ereignis, wenn der Bleichrödersche Privatkurier aus Petersburg ungesalzenen Kaviar oder gar Sterlet mitbrachte. Auch die erwähnten Trüffeln waren in Deutschland wenigstens ganz besondere Leckerbissen. X schälte sie. Seine Tischdame, die sie zunächst ungeschält zu essen begonnen hatte, wunderte sich darüber. „Aber,

Excellenz", meinte X, „das unterscheidet doch grade den Menschen vom Schwein."

VON ORDEN UND TITELN

Es ist nur scheinbar ein Widerspruch, daß nicht wenige dieser so selbstbewußten Kaufherren Wert auf die Titel legten, die ihrem Stande verliehen zu werden pflegten. Dabei blieb der „Kommissionsrat" außer Betracht, und der „Kgl. Preuß. Kommerzienrat" wurde nur als Vorstufe zum „Geheimen Kommerzienrat" gewertet. Die Auszeichnungen wurden für produktive Leistungen verliehen, nicht für die Tatsache eines großen Geldbesitzes. Als in den achtziger Jahren ein persönlich sehr geachteter und beliebter Börsianer Geheimer Kommerzienrat wurde, wollten die Träger dieses Titels ihn niederlegen, weil Glück im Spekulieren noch nicht Anrecht auf Ehrung gäbe.

Die Träger der Titel und Ordensauszeichnungen der kleineren deutschen Fürsten — es ist bekannt, daß namentlich der Koburger die menschliche Eitelkeit tüchtig auszunutzen verstand, er ernannte sogar per comptant Legationsräte — wurden belächelt. Aber auch, als später unter Wilhelm II. hohe Orden an Kaufleute verliehen wurden, sind sie manchmal abgelehnt worden. Ein solcher Fall

scheint mir typisch für die alte kaufmännische Auffassung. Dem großen schlesischen Industriellen Oskar Huldschinsky war der Kronenorden II. Klasse zugedacht worden. Er verhinderte die Verleihung im letzten Moment mit der trefflichen Begründung: Solange er einer der größten Industriellen Deutschlands gewesen sei, habe niemand daran gedacht, ihn auszuzeichnen; dafür, daß er jetzt mit dem Kaiser segle, nehme er keinen Orden entgegen. Hier traf einmal Theodor Barths Spottwort nicht zu: Niemand würde einen Orden annehmen, wenn man abgelehnte Orden im Knopfloch tragen könne.

Im übrigen geht die Ordenssehnsucht bis sehr hoch hinauf. Ich habe einmal einen Vertrag über die Finanzierung der Anleihe eines großen Staates gesehen, in dem ausdrücklich festgelegt war, welche Orden die Inhaber des Bankhauses erhalten sollten, aber auch ein diplomatisches Schriftstück, in dem ein Mitglied eines regierenden Hauses recht energisch auf Verleihung eines höheren Ordens eines ausländischen Staates drang, als ihm ursprünglich zugedacht war.

Wenn ich an den Schacher mit Kurhüten und Kronen während des Krieges zurückdenke, will es mir fast scheinen, als ob nur Kaiser Wilhelm I., der in einem seiner Briefe an Bismarck über „Kreuzschmerzen" spöttelte, eine

Ausnahme gewesen sei. Auf einem Subskriptionsball trug ein Konsul F. einen außergewöhnlich prächtigen Orden einer südamerikanischen Republik; je kleiner der Staat, desto glänzender bekanntlich die Dekoration. „So einen schönen Orden möchte ich auch mal haben", sagte der alte Herr.

Der sonderbarste Ordensfex war der verstorbene Scherl, der Begründer des Lokalanzeigers. Er bewahrte seine Orden in einer Schublade seines Schreibtisches auf, die er stolz für die wenigen Besucher herauszog, die er vorließ. „Ich trage sie nur bei der Galaoper. Der Kaiser freut sich dann, wenn er mich mit den vielen Orden sieht!" Sicherlich steht ein Orden, namentlich zum Halse heraus, gut zum Frack. Aber es darf nicht grade ein dänischer sein. „Nu habe ich endlich ein Bändchen", sagte mir ein Bekannter, „aber was nützt es mir? Es ist schwarz, und das sieht man auf dem Frackaufschlag doch nicht."

JUSTE MILIEU

Zu Hause selbst lebte man gut. Es war selbstverständliche Gewohnheit, sich nichts abgehen zu lassen. Aber man hielt sich an den gut bürgerlichen Maßstab. Die große Kalbskeule am Sonntag zum Familienmittagsessen scheint

mir symptomatisch. Der solide Kaufmann hätte geglaubt, über seine Verhältnisse zu leben, falls er mehr als zwei Drittel seines Einkommens ausgab. Wenn ich für die Lebensform drei Phasen unterscheiden darf: die proletarische, oder wenn man es lieber will: die bäuerliche, in der der Mann als der Ernährer der Familie ißt und die Frau ihn bedient; die bürgerliche, in der dem Mann als dem Oberhaupt der Familie die Speisen zuerst gereicht werden und in der er den Braten vorschneidet; die aristokratische, in der der Frau des Hauses als der „Dame" zuerst serviert wird, so war die zweite Stufe erreicht. Unserm Familientisch präsidierte mein Vater, erst als er starb, meine Mutter. Es war ein halb ehrfürchtiges, halb peinliches Gefühl in mir, als ich während ihrer letzten Krankheit zögernd zum erstenmal diesen Platz einnahm.

Die Atmosphäre jener gewissermaßen saturierten kaufmännischen Kreise, christlichen sowohl wie jüdischen, war das „juste milieu". Väter dieser Zeit hätten ihren Söhnen dieselben Lehren auf den Weg geben können, die Polonius dem scheidenden Laertes zukommen läßt. Es ist wohl kein Zufall, daß ein Kaufmann, der Pariser Bankier Casimir Périer, dies Prinzip als politische Maxime aufgestellt hat. Man kann auch finden, daß die bis zu den letzten Konsequenzen des Utilitarismus ausgebaute Vernünftig-

keit des Konfuzius der Lebensauffassung der Generation, die aus dem Anfang und der Mitte des 19. Jahrhunderts stammte, entsprochen hätte.

Wahrung der Form war unabweisliche Pflicht. Auf den Gedanken, außerhalb des Rauchzimmers zu rauchen, wäre niemand gekommen, noch weniger natürlich darauf, zwischen den Gängen eines Diners eine Zigarette anzuzünden. Das hätte schon der Respekt vor der gepflegten Küche verhindert.

Gegen das unkleidsame elektrische Licht hatten die Damen zunächst eine starke Abneigung. In einer mir befreundeten Familie konnte sich der Hausherr niemals entschließen, bei Gesellschaft etwas anderes zu brennen als Kerzen. Nach ein paar Stunden wurde die Hitze unerträglich, es mußte aber um des festlichen Eindrucks willen ausgehalten werden. Ob jene so überaus korrekten Gesellschaften immer sehr amüsant waren, steht auf einem anderen Blatt. Eine Dame, die sich einmal das sündige Treiben eines öffentlichen Maskenballes angesehen hatte, den sie natürlich nur incognito, tief im sog. Domino vermummt, besuchen konnte, seufzte enttäuscht: „Langweiliger ist es bei mir auch nicht."

Mein Vater sträubte sich lange, das durch Bismarck in Mode gekommene Bier bei Bällen reichen zu lassen: sein

Haus sei keine „Tabagie". Wenn die Fürstin Anton Radziwill eine Einladung zu den sogenannten Kavalierbällen im Kaiserhof, den Bällen, durch die sich die unverheirateten Herren der Hofgesellschaft für die in der Saison genossene Gastfreundschaft revanchierten, mit der Begründung ablehnte: „Mes filles ne dansent pas dans une auberge", so wurde ähnlicher, wenn auch nicht so verletzend hochmütiger Widerspruch gegen die Neuerung, seine Gäste außerhalb des Hauses zu bewirten, in der alten Generation unserer Kreise laut. „Man lädt nicht mehr Gäste ein, als man in seinen Räumen unterbringen kann", tadelte mein Vater, der sich auch dagegen sträubte, soviel Gäste zum Essen zu bitten, daß nicht im Eßzimmer, sondern im Tanzsaal gedeckt werden müsse. Namentlich war ihm das Speisen an kleinen Tischen, das in den 90er Jahren Mode wurde, ein Greuel; jeder seiner Gäste müsse mit ihm und der Frau des Hauses an demselben Tische sitzen. Ich fand zwar in einem Tagebuch meines Vaters aus dem Jahre 1846 bereits einen Ball bei meinem Großvater Herz von 140 Personen erwähnt, es dauerte aber noch viele Jahrzehnte, bis die Geselligkeit zu jenen „Völkerfesten" ausartete, bei denen sich Gastgeber und Gäste kaum noch kannten. Der wegen seines bitteren Witzes gefürchtete Bankdirektor Carl Fürstenberg sprach

mich einmal auf einem solchen Rout in seiner Wohnung mit den Worten an: „Entschuldigen Sie eine indiskrete Frage: Wer war der Herr, mit dem Sie eben sprachen. Ich sehe ihn so häufig bei mir."

Der gemeinsame Nenner für die in ihrem inneren Gesicht selbstverständlich unähnlichen Kaufleute jener Zeit muß in etwas veralteten Worten gesucht werden: „fester Bürgersinn", „rechtschaffen", am besten vielleicht „ehrbar". Hieß doch die Handelskammer in Hamburg ursprünglich „Ein Ehrbarer Kaufmann!" Die Herren, die im Gehrock, mit dem hohen Hut, dem „Zylinder", berlinisch der „Dole", würdig und gemessen ins Kontor, das sich noch nicht schamhaft hinter dem Wort Büro versteckte, oder zur Börse schritten, legten Nachdruck darauf, unter allen Umständen die Dehors zu wahren.

Haltung und würdige Zurückhaltung war überall am Platz. Diese Kaufleute waren sich ihres Wertes als große und angesehene Kaufleute sehr bewußt. Der alte Leonor Reichenheim sollte als Ältester der Kaufmannschaft den Fürsten der Schwarzen Berge, damals noch nicht König von Montenegro, in der neu erbauten Börse herumführen. Er lehnte es entschieden ab. „Den Hammeldieb? Fällt mir gar nicht ein."

DIE FRAU VOM HAUSE

An die Frauen meiner Kreise wurden starke Anforderungen gestellt. In der der meinen vorangehenden Generation war der Kindersegen mehr als reichlich. 23 Geschwister von derselben Mutter, wie in der Familie meiner Tante Wilhelm Herz, waren natürlich eine Ausnahme, neun bis zehn aber keine Seltenheit.

Selbstverständlich mußten die Frauen gute Mütter und Hausfrauen sein. Darüber hinaus hatten sie aber die Pflicht, „durch und durch Dame" zu sein. Der Begriff läßt sich nur rekonstruieren, wenn man sich Dinge wie Fischbein, Korsett, Taille, kunstvolle Frisur auf einem alten Modebilde ansieht. „Aber sie ist eine Dame", war der Abschluß, wenn über eine Bekannte hergezogen worden war. Eine Freundin meiner Familie, der wir auch den schönen Spruch verdanken: „Sind Sie so ungebildet, daß sie im Restaurant besser essen wollen als zu Hause?", pflegte diese Entschuldigung allerdings mit den Worten abzutun: „Fein und langweilig bin ich allein."

Zur Dame gehörte — Folge des guten Schulunterrichts in Preußen, Kontinuität der Tradition der Salons zu Beginn des 19. Jahrhunderts —: Interesse für das Geistige, für das „Höhere", wie man damals noch ohne spöttischen

Unterton sagte. Wer das Glück hat, mit einer jener Frauen zu sprechen, die heute etwa 70 oder darüber sind, wird einen Schatz von Bildung und Wissen finden, auch an Zitaten, die anzuwenden einst allgemein üblich war. Die nächstfolgende Generation hat noch viel gelesen, gesehen und gelernt. Aber ein kleiner schwarzer Punkt ist schon da. Heute gibt es für Frauen überhaupt kein Alter mehr. Es ist jedoch eben einhundert Jahre her, daß Balzac „Die Frau von dreißig Jahren" entdeckte, und noch nicht fünfzig, daß auch Körperpflege und hygienische Lebensgewohnheiten der Frau über 40 Jahren ermöglichen, begehrenswert zu bleiben. Die verheiratete Frau trat damit — nicht ohne Einfluß der französischen Literatur, die die „blaue Stunde" als die klassische Stunde der Eheirrungen feierte — in Wettbewerb mit dem jungen Mädchen.

Später tauchte dann zur Ergötzung der reiferen Jugend die seelisch und körperlich „unbefriedigte" Frau auf. Auch die, die eigentlich Gänse waren, fingen an, sich kokett mit Brocken, die sie aus Schopenhauer und Nietzsche aufgeschnappt, gelegentlich auch einmal verstanden hatten, als wie mit einem Bändchen auszuputzen. „Suivez-moi, jeune homme" nannte man die flatternden Bändchen, die damals eine Zeitlang Mode waren. Vielleicht aber ist es Glück, daß die jetzige Generation nicht so viel Literatur in sich hat.

„Ist es nicht entsetzlich", klagte mir einmal eine liebe Freundin, „bei allem, was ich erlebe, Schönem und Häßlichem, taucht eine Situation, ein Zitat, ein Satz auf, den ich gelesen habe."

Das „junge Mädchen" wurde auch noch bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein streng behütet. War irgendwo ein „Lämmerhüpfen", zu dem die Eltern nicht geladen waren und die „Ballmütter" nicht vom „Drachenfels" aus eingreifen konnten, wenn Lebejünglinge ihren Küken die „Kur machten", so wurden die jungen Damen vorsorglich vom Diener oder der Jungfer abgeholt. „Mit Herzens unmoralischen Jungen tanzen meine Töchter nicht", dekretierte die sittenstrenge Frau W., ein Verbot, das die Töchter den Jungens, die dadurch natürlich eine Aureole erhielten, höchst respektlos sofort weiter erzählten. Vielleicht liest eine Luise-Anna, Else-Lore, Ruth-Erika, Isa, Gibby von heute dieses Kapitel. Vielleicht versteht sie dann, warum die Frau Mama, trotzdem die Tochter sie zur Raison gebracht oder wenigstens zur Resignation erzogen zu haben glaubt, gelegentlich in atavistische gesellschaftliche „Vorurteile" zurückgleitet und alles mögliche unzeitgemäß verbieten will.

Aber auch mütterliche Hühner, die fürchten Entlein ausgebrütet zu haben, möchte ich trösten, falls sie ihre

eigenen Kämpfe mit ihren Klucken vergessen haben sollten. Durch ein Geschichtchen, das zeigt, daß Mütter und Töchter — der Gegensatz ist viel schärfer als der klassische zwischen Vätern und Söhnen — von jeher verschiedener Meinung über das waren, was „unpassend" sei. Meine Urgroßmutter Herz war höchst entrüstet, weil meine Großmutter einer meiner Tanten gestattete, allein mit ihrem Bräutigam spazieren zu fahren. „Ein Mädchen hält man wie ein seidenes Kleid; ein einziger Fleck verdirbt es auf immer. Gott hüte vor Unglück, aber es schickt sich nicht."

SCHICHTUNGEN

Die jüdische Oberschicht, die ich zu skizzieren versucht habe, schloß sich ziemlich rigoros gegen den Rest der Judenschaft ab. Das war nicht etwa Geldstolz: Verarmte gehörten dazu. Reichtum gewährte keinen Zutritt. Wohl aber Leistung, namentlich im freien Beruf. Sie hielt nur die kulturell minderwertige Zuwanderung fern. Sie heiratete untereinander. Die Verschwägerung zwischen Herz und Marckwald zu entwirren, ist fast so schwer, wie die Familienverhältnisse zu verstehen, die zum spanischen Erbfolgekrieg geführt haben. Zum Glück für die Gymnasiasten sind sie nicht so folgenschwer geworden.

Natürlich machten die Juden unter sich noch Pedigree-nuancen. Ln Lübbenau bekamen einmal zwei Referendare Cohn und Cohen das Prügeln darüber, wessen Abstammung vornehmer sei. Und so gab es Zweifel an der Ebenbürtigkeit, die in ihrer ganzen Bedeutung allerdings nur von ein paar alten Tanten erfaßt und erklärt werden konnten. So etwas aber scheint überall dort der Fall zu sein, wo nicht Titel, Rang und Würden den Platz auf der gesellschaftlichen Hühnerleiter konkretisieren. In Frankfurt a/M., Köln, Hamburg, Lübeck usw. vertraut einem jeder, der sich zum Patriziat zählt, sehr bald an, X und Y, die sich auch Patrizier nennen, gehörten eigentlich nicht dazu. Jeder Anspruch auf gesellschaftlichen Abschluß nach unten ist immer nur relativ. „You must draw the line somewhere", sagten die Vanderbilts in New York, als sie endlich in die „Four Hundred" aufgenommen wurden und ihre Eltern zum nächsten Ball nicht einluden.

Auf dem Subskriptionsball im Opernhaus, jener vom Alten Fritz schon begründeten Festlichkeit, auf der jeder Berliner gewissermaßen bei seinem König zu Gaste sein konnte und dessen Abschaffung die Berliner Wilhelm II. schwer verübelten, fragte der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, den Inhaber eines Konfektionsgeschäftes, wie es ihm gefiele. Auf dessen Antwort: „Ausgezeichnet,

nur die Gesellschaft ist etwas gemischt", meinte der Kronprinz: „Lieber K, wir können doch leider nicht alle Schneider sein." Und als sich der Adel in Wien dagegen sträubte, den Prater auch Bürgerlichen zugänglich zu machen, wies Josef II. den Beschwerdeführer zurecht: „Wenn ich mich nur unter meinesgleichen bewegen wollte, müßte ich in der Kapuzinergruft spazieren gehen."

Die Familien, die sich so absperrten, liefen, das muß zu ihrer Ehre gesagt werden, der Hofgesellschaft nicht nach. Die Dinge lagen nicht mehr so wie in den Zeiten der Rahel und der Henriette Herz. Mit der staatsbürgerlichen Gleichstellung der Stände hatte sich die Kluft zwischen den Kasten vertieft. Solange dem Adel die erste Stellung im Staate verbrieft war, konnte er um so leichter zu Bürgerlichen und sogar Juden heruntersteigen, als diese selbst sich wohl als Menschen ihm gleich, vielleicht überlegen fühlten, die Schichtung aber als gottgegeben hinnahmen. Aus diesem Hinnehmen der Schichtung der gesellschaftlichen Pyramide ist es zu verstehen, daß damals die deutsch sprechenden, deutsch denkenden und deutsch fühlenden norddeutschen Juden, wenn auch unter Schmerzen, ertrugen, daß sie kastenmäßig noch unter dem Bürger- und Handwerkerstand gelagert waren. Der Adel fand sich mit den ihm weder rechtlich, noch tatsächlich gleichstehenden

Kreisen auf einem neutralen Gebiet zusammen: in Disputationen über Kunst und Literatur. So wichtig, so anregend und aufregend sie ihm auch waren, die Stellung seiner Schicht konnten sie nicht annagen. Nachdem die Standesvorrechte gefallen waren, mußten die höheren Schichten sich gesellschaftlich abschließen, um so wenigstens äußerlich die Überlegenheit aufrecht zu erhalten.

Die alten Berliner dachten gar nicht daran, Schranken zu übersteigen, die man gegen sie aufgerichtet hatte. In den zwei oder drei Familien, die den dornenvollen, an Demütigungen reichen Weg zur Zulassung wenigstens in die Peripherie der Hofgesellschaft emporklommen, waren die Frauen des Hauses Ausländerinnen und mit dem Berlinertum nicht verwachsen. Sie sahen neben den Diplomaten, einigen meist wenig bemittelten adligen Familien eine ganze Reihe vornehmer Junggesellen bei sich, ohne jedoch von ihnen zu den „Kavalierbällen" eingeladen zu werden. Über diesen Refus konnten sie sich damit trösten, daß sie ihre eigenen Kreise nur zu ihren „zweiten" Gesellschaften einluden oder schadenfroh feststellten, ob ihre „Tafelaufsätze" einen Grad vornehmer waren als die der Konkurrentin.

Abgesehen von den wenigen gesellschaftlichen Strebern wollte niemand mit Leuten verkehren, die, wie mein Vater

es einmal formulierte, „sich überlegen müssen, mit wem sie mich einladen, während es für mich ein Ereignis sein soll, wenn sie zu mir kommen." Wer kommen wollte und gefiel, war willkommen; wer glaubte, sagen zu müssen: — „Juden, aber sehr anständige Leute, man kann wirklich hingehen", hatte wegzubleiben. Man war sich in berechtigtem Bürgerstolz selbst genug, die andern brauchte man nicht. Ich erinnere mich einer Unterhaltung in Madonna di Campiglio, wo sich zufällig ein Kreis dieser Berliner Familien zusammengefunden hatte. Die Zeitungen hatten berichtet, Wilhelm II. habe jemand gesagt, er wolle ihm einen Wunsch erfüllen, er solle aber nicht um sein Bild bitten, das könne er in jedem Laden kaufen. Wir überlegten, was ein jeder sich wohl bei einer solchen Gelegenheit erbitten könne. Ich war der einzige, der einen Wunsch zu äußern wußte, den der Kaiser hätte erfüllen können, nämlich: Amtsrichter in Berlin zu werden.

Es kam ein neuer König nach Ägypten, der wußte nichts von Josef und seinen Brüdern. Die Inflation verwüstete die Vermögen der alten Familien. Namentlich bei denen, die nicht dem Kaufmannstande angehörten, ist nur die Fassade stehen geblieben. Eigentlich habe ich mit den neuen Reichen tiefes Mitleid. Sie müssen morgens auf wilden Pferden spazieren reiten. Ihr Chauffeur ist ein vornehmer

russischer Emigrant oder sagt wenigstens, er sei es; sie fühlen sich ihm gegenüber ebenso unsicher wie ihrem Diener gegenüber, der früher in gutem Hause war. Abends müssen sie statt der bequemen Hausjacke den Smoking anziehen. Sie reisen dahin, wohin zu reisen es Mode ist, nach St. Moritz, nach Brione oder nach Ägypten. Ich erlauschte einmal folgendes Gespräch: „Also denken Sie, wir waren erst in Kairo, dann in Heluan. Wir waren mit Kirsteins verabredet. Aber wer nicht kam, waren Kirsteins. Echt Kirsteins!" Und dann kommen sie zürnend mit dem traurigen Ergebnis heim, überall sei nur schlechtes Publikum gewesen. Restlos glücklich waren sie nur dort, wo die Gesellschaft so gut war, daß sie von ihr geschnitten wurden. Das Schlimmste aber ist, sie haben einen Architekten. Sie müssen Kokoschkas und Pechsteins kaufen, die sie scheußlich finden, und stolz erklären, sie sammelten China, jedoch nur bis zur Sung-Dynastie. Wann die regiert hat, ahnen sie natürlich nicht.

Aber warum schließlich nicht? Die nächste Generation wird es schon besser machen, vorausgesetzt, daß der Sport ihr Zeit läßt oder nicht irgendein schwarzer Freitag sie dorthin zurückwirft, woher sie gekommen sind. Vorausgesetzt weiter, daß sie dann wenigstens das Gefühl für Qualität erworben haben. Damit können sie das innere

Verhältnis zur Kunst zunächst ersetzen, das nur aus einem Bedürfnis zu ihr geboren werden kann.

Mir persönlich hat die Inflation eine Befriedigung und innere Rechtfertigung gegeben. Es hat Perioden in meinem nicht immer musterhaften Leben gegeben, in denen ich sehr, sehr viel mehr Geld ausgegeben habe, als ich durfte. Mein Kapital, das nach dem Kriege in Rauch aufging, war also stark angeknabbert. Obwohl das Prahlen mit dem Dalles schon anfängt außer Mode zu kommen, will ich nicht leugnen, daß mir auch der Verlust des Restes peinlich ist. Aber weg wäre das Ganze doch gewesen. Von dem Durchgebrachten habe ich aber wenigstens etwas gehabt: ich habe elegant gelebt, bin sehr viel gereist, habe Bücher und Bilder gekauft, die freilich dann meist in Butter umgesetzt werden mußten, habe reizenden Frauen das Leben verschönen können. So hat einmal die Grille, nicht die Ameise Recht gehabt.

FAMILIENÜBERLIEFERUNGEN

In einzelnen jüdischen Familien existieren noch Porzellanäffchen aus jener Zeit, in der der Alte Fritz die Juden zwang, Stücke aus der neugegründeten Manufaktur zu kaufen. Wenn ich recht unterrichtet bin, besaß der ver-

storbene Direktor des Hamburger Kunstgewerbemuseums, Stettiner, noch ein solches Tierchen.

Die Familie Mühsam, der die zwei bekannten Berliner Ärzte entstammen, hat einen langen Kampf um die Niederlassungserlaubnis in einer schlesischen Stadt führen müssen, der nach einer Audienz beim Alten Fritz zu ihren Gunsten entschieden wurde. Der vielen Mühen wegen, die sie gehabt hat, um sich seßhaft zu machen, gab der König der Familie den Namen „Mühsam". Er hatte sich ihrer angenommen, weil ein Mitglied der Familie als Unteroffizier bei Leuthen einen Offizier aus dem feindlichen Feuer gerettet und der König ihm dafür einen Gnadenbeweis versprochen hatte.

Von meinem Vorfahren Hirsch Wiener wird erzählt, daß er geschäftlich sehr viel in Königsberg i. Pr. zu tun gehabt habe und auf seinen Reisen dorthin dem König Friedrich I. Kurierdienste leistete.

Dazu treten Überlieferungen, die nicht nachkontrolliert werden können.

Die merkwürdigste Legende wird in der Familie Meyer, den Inhabern des alten Bankhauses E. J. Meyer, aus der auch der Germanist Richard M. Meyer stammt, erzählt: In Polen durfte der Reichstag bei der Königswahl erst dann zum Essen gehen, wenn er sich über die Person des

neuen Monarchen geeinigt hatte. Als dies einmal gar nicht gelang, und die Herren und Grafen immer hungriger wurden, beschlossen sie, den ersten Mann, der die Treppe herunterkäme, zu wählen, ihn dann umzubringen und am nächsten Tage, durch Speise und Trank zu löblichem Tun gestärkt, einen neuen König zu küren. Der erste, der die Treppe herunterkam, war Schauwaul, der jüdische Leibarzt des verstorbenen Herrschers, der so auf einen Tag König von Polen wurde. Etwas Wahres muß an dieser Geschichte sein. Wie mir erzählt wird, lebt sie auch in einer andern Familie, von der aber eine Verwandtschaft mit der Meyerschen Familie nicht einmal durch einen Scheffel Erbsen mehr nachzuweisen ist.

Die Nachkommen Schauwauls sind übrigens niemals als polnische Kronprätendenten aufgetreten, auch 1916 nicht, als das merkwürdige Gereiß um die Krone des neugegründeten Polens entstand. Sie waren eben bessere Kaufleute als die Habsburger, Wettiner usw., denn, wie es damals hieß: „Wer den Krieg verliert, bekommt Polen."

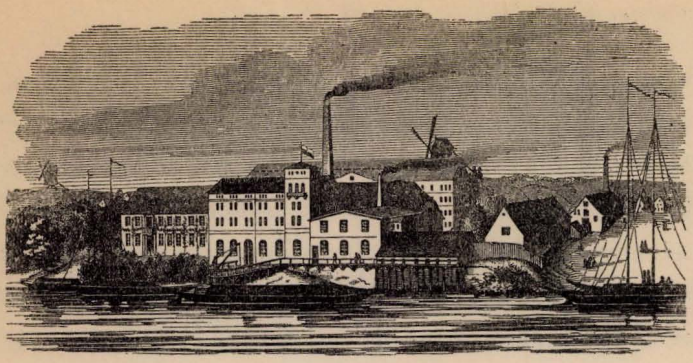
Stammte mein Vater noch aus einer Epoche, in der zu seinem Kummer die Juden fast ausschließlich auf den Kaufmannsberuf angewiesen waren, wächst in den fünfziger Jahren die Generation heran, die studiert, Künstler und Gelehrte hervorbringt, dem Staat Beamte stellt, aus

den Städten zurück aufs Land drängt. Namen der mir so versippten Offiziere, Beamten und Gutsbesitzer zu nennen, will ich mir versagen. Ich fürchte, sie legen gar keinen Wert darauf, an ihr Semitentum erinnert zu werden, mag es auch durch Mischehen noch so sehr verdünnt worden sein. Ich verüble es ihnen nicht. In der Zeit der Blutsproben droht vielleicht einem sehr feudalen Offizier die Gefahr, aus seiner Adelsgenossenschaft gestrichen oder einem höheren Beamten, am Stammtisch scheel angesehen zu werden. Und er wird gegen sein Semitentum kaum geltend machen wollen, er wisse nicht, ob es rein sei, da er nicht mehr feststellen könne, was seinen Ahninnen bei der Eroberung Jerusalems zugestoßen sei.

Natürlich gab es auch viele, die in den kleinen Mittelstand zurücksanken, manche sogar bis zum Stehkragenproletariat. Auch welche, die Gefängnismauern trotz aller Rettungsversuche der Familie nicht nur mit dem Ärmel streiften. Bäumte sich der Familienstolz gegen solche Existenzen auf, pflegte mein Vater lächelnd, in liebenswürdiger Selbstpersiflage zu zitieren: „Même chez les Montmorency il y avait un pendu et une catin."

Einer der Verschollenen hat uns enttäuscht. Wir scherzten, er würde einmal als „Erbonkel aus Amerika" wieder auftauchen. Aber eines Tages ging eine nach Eng-

land verheiratete Cousine durch das Judenviertel von Manchester, und siehe da, auf dem Schild eines Barbierladens stand „Marckwald". Marckwald mit „ck"! Nachfragen ergaben, daß sein Vater Berliner war. Mit der Erbschaft war es also nichts.



Ölfabrik S. Herz, Wittenberge a/E. 1851

WES MEIN NAM' UND ART

Als ein, wie mir scheint, typisches Beispiel der Geschichte einer jüdischen Familie auf preußischem Nährboden will ich die meiner Familie skizzieren. Von der sozusagen prähistorischen d. h. vormendelssohnschen Epoche an über die wirtschaftliche und kulturelle Konsolidierung bis zur völligen Assimilation. Ich glaube, die Kurve aller kulturell gehobenen norddeutschen, nicht nur der Berliner jüdischen Familien dürfte ähnlich verlaufen sein.

Der erste Vorfahr, von dem ich weiß, war Benedikt ben Meir, der 1700 in Halberstadt starb. Nach dem Beispiel der Rohan und der Sassenage, die den Helmschmuck ihrer Wappen, eine badende Frau, dahin gedeutet haben, daß sie

von der Melusine abstammen, könnte ich nicht nur daraus, daß „Meir", wie mir gesagt wird, hebräisch „der Glänzende" heißt, sondern namentlich aus der Merkwürdigkeit, daß der jüdische „Baruch" in „Benedikt" latinisiert worden ist, allerlei zusammenreimen. Aber alles das wäre Legende. Ich weiß weder, ob Benedikt ben Meir ein Gelehrter war, noch ob er ein besonderes Anrecht auf das Prädikat „glänzend" hatte. Ich weiß nur, daß sein Sohn Samuel, — als „Rasch Dajonim" (oberster Judenrichter) Dajan Halberstadt genannt, — Rahel, die Tochter des im Jahre 1723 zu Berlin gestorbenen Hirsch — richtiger wohl Hersch-Wiener heiratete. Aus dem Namen ist zu schließen, daß dieser Hirsch Wiener zusammen mit Benedikt Veit und Abraham Rieß, deren direkte Nachkommen auch noch in Berlin leben, zu jenen Juden gehörte, die, Ende des 17. Jahrhunderts aus den österreichischen Erblanden vertrieben, in Preußen jene Zuflucht fanden, die dessen Herrscher Verfolgten zu gewähren pflegten.

Eine Tochter Samuels, Hendel, heiratete Michael Heymann Bamberger, geboren 1695 zu Bamberg, gestorben 1773 zu Berlin, wahrscheinlich aus demselben Geschlecht, aus dem der berühmte Politiker und Nationalökonom Bamberger stammte. Michael war ein reicher Seidenhändler, bei dem der junge Moses Mendelssohn

allwöchentlich seinen Freitisch hatte. Er hatte mindestens neun Kinder. Eine seiner Enkelinnen, Amalie Lippmann Meyer Wulff, geborene Liebermann, mütterlicherseits Enkelin eines Wiener Juden Tausk, heiratete den „Krösus von Berlin", den seiner Wohltätigkeit und seines von Künstlern und Schriftstellern gern besuchten Hauses wegen bekannten, 1826 gestorbenen Bankier Beer.

Beer hatte vier Söhne: Jacob, als Giacomo Meyerbeer weltberühmt, den Dichter Michael, dessen Hauptwerk „Struensee" die meisten Hofbühnen verschlossen blieben, „weil nächste Abkömmlinge der in diese Geschichte verwickelten Personen noch am Leben seien"; einen nicht weiter hervorgetretenen Sohn Heinrich, endlich Wilhelm, Bankier und Mondforscher, der auch der ersten preußischen Repräsentantenversammlung angehörte, sich dort zum „Mittelparkett" zählte und unter Ablehnung von „allem Jacobinismus und Atheismus" für ein Königtum und Repräsentativsystem eintrat. „Worin er ganz deutsch, ja preußisch blieb", so schrieb sein Freund v. Schenk, „war seine Abneigung gegen den Bonapartismus." Die Beers fielen insofern aus dem Berliner Rahmen, als ein Zweig der Familie sich in Paris niederließ und dort noch existiert. In Deutschland ist die Familie im Mannesstamm erloschen.

Die Tochter Amalie des ältesten Sohnes Samuel des Michael Heymann Bamberger heiratete meinen Urgroßvater Herz. Über die Familie Herz ist wenig bekannt. Ich weiß nur, daß sie Levy hieß, ehe sie den deutschen Namen „Herz" annahm. Ein Zweig nannte sich Löwenherz. Das von diesem Löwenherz begründete Bankgeschäft, dessen einer Inhaber Alexander Löwenherz später eine Autorität auf dem Gebiet des Arbitragewesens war, besteht noch.

Nach einem Familienscherz soll der, der den Namen Löwenherz annahm, es seines Mutes und seiner Stärke wegen getan haben. War das wirklich der Grund gewesen, so muß er schon völlig unjüdisch gefühlt haben; nach jüdischer Auffassung ist die Stärke kein Ruhmestitel. Die Symbole Herz und Löwe werden allerdings manchmal, z. B. über der Thorarolle, zusammengefaßt, sie bedeuten dann Güte und Treue, wie ja im ganzen Orient der Löwe weniger Sinnbild der Kraft als der Treue ist. Der Ursprung der Namen ist richtiger aus dem Klang zu erklären. Das hebräische Wort „Lew" ähnelt dem „Levi" und heißt auf deutsch „Herz". Der eine Zweig übersetzte also einfach, der andere verband Lew-Herz zu Löwenherz.

Ferner weiß ich, daß mein Urgroßvater aus dem Anhaltischen stammte, wo die Lage der Juden ähnlich war wie

in Preußen. Wahrscheinlich war er aus Bernburg, wenigstens machte mein Großvater später zu Ehren seiner verstorbenen Mutter eine Stiftung dort und wurde Ehrenbürger der Stadt. Er muß guter Herkunft gewesen sein, wenn er in die „bekovete" Familie des Heymann Bamberger aufgenommen wurde. Wie soll ich „bekovet" erklären? Am besten vielleicht durch eine Anekdote aus alter Zeit: Ein Jude entschloß sich einmal, das vornehme Transportmittel einer Porte-Chaise zu benutzen. Während er getragen wurde, brach der Boden durch, er mußte den ganzen Weg ziemlich schnell laufen. Von den neugierigen Bekannten gefragt, wie es gewesen sei, sagte er: „Mehr Kovet als Naches." („Naches" gleich „Vergnügen".)

Leider muß ich sagen, daß Herz nicht das Muster eines Ehemannes und Schwiegersohnes war. Er trank, spielte, prügelte seine Frau, verhandelte sein Geld und die Mitgift seiner Frau, so daß die Familie in ärmlichste Verhältnisse geriet. Ich glaubte, daß ein solcher, allen altjüdischen Traditionen widersprechender Lebenswandel eine aus dem Rahmen fallende Erscheinung gewesen sei. Aber kürzlich las ich, daß Friedrich Wilhelm I. die Juden Salomon Levy und Lazarus Herz mit 30 Talern Geldstrafe belegt habe, weil sie sich „besoffen" und einen dritten Juden verprügelt hatten. Identisch mit meinem Urgroßvater kann trotz der

Namensverwandtschftt keiner von den beiden gewesen sein. Es gab also noch mehr Leute dieser Art. Vielleicht war es Mischpoche.

Nach der Vererbungstheorie nehme ich an, daß ein gewisser Leichtsinn bei manchen Mitgliedern meiner Familie, der Hang zu „noblen Passionen", wie man früher sagte, aber auch die Weite der Lebensauffassung auf diesen ungeratenen Vorfahren zurückzuführen ist. Sein Sohn Baruch, scherzhaft „der Baron" genannt, trat jedenfalls in seine Fußtapfen. Da er manchmal sogar heimlich als blinder Passagier von Bernburg zur Spielbank nach Köthen fuhr, ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Familie ihn öfters sanieren mußte. Da er unverbesserlich blieb und Juden ihre Verwandten nicht fallen lassen, geschah es zuletzt in der Weise, daß er ein kleines Taschengeld erhielt, seine Wohnung und sein Essen aber direkt bezahlt wurden. Der Gastwirt, der ihn zu beköstigen hatte, war der berühmte jüdische Restaurateur Frank, von dem einige Redewendungen in den Volksmund übergegangen sind: „Gurken sind auch Kompott"; „Geben Sie dem Herrn noch ein Charimsel (Apfeltorte mit Mazzeteig), platzt er, so platzt er"; „Morgen wird um zwölf Uhr geschlossen, ich seh' nicht ein, warum ich nicht auch einmal nach Charlottenburg fahren soll."

Der geniale Kaufmann in der Familie war mein Großvater Salomon Herz. Er gründete 1822 nach manchen Schwierigkeiten, die er als Jude zu überwinden hatte, weil er zwar preußischer Staatsbürger war, das Edikt von 1812 über den Grunderwerb durch Juden aber nur für die alten Provinzen galt, die Ölmühle in Wittenberge a. E. mit dem Comptoir in Berlin. (Man schrieb „Comptoir" und sprach es französisch aus. In der Posse von Kalisch „Hunderttausend Taler" reimt der Prinzipal, der sich in der Oper nur einen Parterreplatz für 20 Groschen gegönnt hat, als er seinen Kommis Fritze „mit 80 Taler Gehalt und Weihnachten ne baumwollene Weste" mit weißen Glacéhandschuhen und schwarzem Doppelgucker auf einem Zweitalerplatz in einer Loge im ersten Rang sitzen sieht:

„Kommst Du mir morgen ins Comptoir,
Mach' ich dir deinen Standpunkt klar.")

Die Ölmühle erlangte eine solche Bedeutung, daß seine Familie allgemein, zum Unterschied von andern Herz', „Öl-Herz" genannt wurde. 1823 trieben 30 Pferde das Göpelwerk, 1832 waren es schon 126. Im Jahre 1837 erhielt Salomon Herz die Erlaubnis, die Stepnitz umzuleiten, damit er gewann 100 Pferde Wasserkraft. Im Jahre 1851 stellte er eine Dampfmaschine von 40—60 HP auf. Das

war ein Ereignis. Die „Leipziger Illustrierte Zeitung" vom 15. November 1851 beschrieb dies Wunderwerk genau.

Salomon Herz zeigte seinen Weitblick auch darin, daß er die Berlin-Magdeburger Eisenbahn mitgründete. Bei dem damaligen Mißtrauen gegen dieses gefährliche Verkehrsmittel nach allgemeiner Ansicht ein sehr riskanter Sprung ins Dunkle. Ich kann es mir ausmalen, wie die lieben Vettern und Basen über den leichtsinnigen Salomon den Kopf geschüttelt haben. Die Wittenberger aber brachten ihm einen Fackelzug.

Mein Großvater starb, mit Ehren überhäuft, Mitglied der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft usw., im Jahre 1865. Meine Großmutter war eine Tochter des Bankiers Moses Wolfs aus Halle. Ihr verdanken wir wohl die Langlebigkeit unserer Familie. „Sophiechen hat früh weggemußt", hieß es, als eine meiner Tanten mit 78 Jahren starb. Mein Onkel, der Wirkliche Geheime Rat Wilhelm Herz, der im 92. Jahre starb, hat sein Amt als Präsident der Handelskammer, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Deutschen Bank usw. fast bis an sein Lebensende ausgeübt.

Er war nur etwas schwerhörig geworden; er benutzte aber diesen Fehler sehr geschickt, um in Versammlungen das nicht zu hören, was er nicht hören wollte. Er ritt bis zu seinem 90. Lebensjahre im Tiergarten spazieren. Als

ihm meine Tante zu seinem 80. Geburtstag ein ruhiges Pferd schenkte, war er mit der „alten Kuh" nichts weniger als zufrieden. Er ist viel geehrt, sogar Exzellenz geworden, aber nichts, glaube ich, hat ihn so stolz gemacht, als daß der Altmeister der Schulreiterei, der Engländer Fillis, ihn aufsuchte, als er ein kurzes Gastspiel im Zirkus Renz absolvierte.

BRIEFE AUS POTSDAM

Mütterlicherseits stammt meine Familie aus Märkisch Friedland. Dort lebte mein Urgroßvater Joachim Marcus 1740—1803. Über diesen Marcus sollen wir mit Marcus Herz, dem Gatten der berühmten Henriette Herz, verwandt sein. Auf welchen Umwegen weiß ich allerdings nicht. Die Familie nahm den deutschen Namen „Marckwald" an, wobei sie aus mir unbekannten Gründen besonderen Wert auf das „ck" legte; die Wollhandelsfirma behielt aber den Namen „Joachim Marcus Söhne". In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts siedelten Mitglieder der Familie, unter ihnen auch mein Großvater Naumann Benjamin Marckwald, nach Berlin über. Viele von ihnen zeichneten sich durch Schönheit aus. Sie soll ein Erbteil des spaniolischen Blutes meiner allerdings in

Driesen geborenen Urgroßmutter Henriette Perez sein. Diese Schönheit empfanden sie als etwas Selbstverständliches. Sie erörterten die eigene ganz sachlich wie die einer anderen Person und nahmen es sehr übel, wenn jemand mich Marckwaldisch aussehend fand. Als man einer Frau X, geborenen Marckwald, einmal Komplimente darüber machte, wie hübsch ihre heranwachsende Tochter werde, sagte sie nach einiger Überlegung: „Na ja, aber doch keine Marckwald, höchstens verbesserte X."Auf die Männer des Geschlechtes traf ihre Charakteristik gleichfalls zu: „pedantisch bis in ihre Ausschweifungen".

Meine Großmutter Flora geb. Berend aus Landsberg a.W., die zweite Frau meines Großvaters, hat nach den von ihr erhaltenen Bildern ihren Liebreiz bis ins reifere Alter bewahrt. Nach ihren Briefen war sie von echter unkonfessioneller Religiosität, ein wenig nörgelnd, recht leicht aufbrausend. Sie kennt natürlich ihren Goethe und JeanPaul, liest mit ihrem Sohne den „Lear", folgt aber auch den Kammerdebatten. Nach 15jähriger Ehe, der vier Kinder entsprossen waren, gab es allerlei Irrungen und Wirrungen. Sie verließ das Haus ihres ein wenig steifleinenen und sehr selbstherrlichen Gatten und zog nach Potsdam. Die anziehende, durch das Geheimnis ihrer Einsamkeit, vielleicht ihrer Verbannung noch interessanter

gewordene Frau schuf sich in ihrem Heim in der Jägerallee 4 im Hause des königlichen Küchenmeisters Pichowski einen geistig angeregten Kreis.

Potsdam war in jener Zeit sehr, sehr weit weg von Berlin. Es war für die Kinder um so schwieriger hinzukommen, als es undenkbar schien, daß ein junges Fräulein ohne Begleitung zum Bahnhof in Berlin ging oder in Potsdam den Weg zur mütterlichen Wohnung machte. Die Fahrt allein, natürlich im Damencoupé, scheint nach einigen Kämpfen zugestanden worden zu sein, da auch die adeligen jungen Mädchen aus Potsdam ohne Anstandsdame fahren durften.

Telefon gab es in jener glücklichen Epoche noch nicht. Meine Großmutter mußte daher ihrer Tochter Henriette alle ihre Ratschläge und Erziehungsgrundsätze schriftlich zukommen lassen. Durch diese Briefe, die in den Jahren 1857 bis 1862 geschrieben sind, erfahren wir, wie sich eine Mutter vor siebzig Jahren ihre Tochter wünschte. Der rührendste der Briefe ist der Gratulationsbrief zum 17. Geburtstag:

„Ich werde mir heute die Freude machen, eine alte, 74jährige Frau, die neulich bei einem Brande hier Hab und Gut verloren hat, zu besuchen. Ich werde ihr sagen, sie solle sich mit mir freuen, meines geliebten ältesten

Kindes siebzehnjähriger Geburtstag sei heute. Ich werde ihr einen frohen Tag bereiten, ja eine frohe Woche. Sie soll vergessen, daß sie 74 Jahre zählt, alles Elend, allen Kummer, und vielleicht kann sie sich ihres siebzehnjährigen Geburtstages als Freudentages erinnern."

Von den jungen Mädchen wurde viel verlangt. Selbstverständlich Klavierspiel, dann Französisch und Englisch. Ganz aus dem Rahmen der Zeit fällt es, daß die Tochter auch „Gymnastik" treiben muß, die Mutter hält wohl auf das Turnen, weil sie selbst körperliche Betätigung liebt. Sie scheint eine passionierte Reiterin gewesen zu sein, da sie sich ihre Reitpeitsche und ihre Reithandschuhe aus Berlin nachschicken läßt. Dieses Vorbild hat offenbar zwei meiner Onkel zur Nacheiferung angeregt. Der eine ritt, obwohl etwas verwachsen, Hindernisrennen, der andere gewann mit „Paul" das norddeutsche Derby. Seiner Verdienste um den deutschen Rennsport wegen wurde ein Hoppegartener Rennen „Otto - Marckwald - Memorial" genannt.

Als Lektüre empfiehlt sie neben dem unvermeidlichen „Pharus am Meere des Lebens" Lessing, Stifters Studien, Tasso, Egmont, Iphigenie, auch Clavigo, später Humboldts Briefe an eine Freundin. Daß der Tochter die Romane der Luise Mühlbach gefallen, die nach Heines Spott „endlos

am historischen Strumpfe strickt", sagt ihr gar nicht zu. Sie könnten wohl für den Augenblick amüsieren, verdürben aber den Geschmack und ließen den Geist leer. An ihrer Stelle schlägt sie Bulwer und Thackeray vor.

Die Tochter schickt ihr Bücher, die ihr gefallen haben. Sie kritisiert sie sehr ausführlich, z. B.:

> „Das Glückskind" — wer der Autor dieses Buches ist, ist nicht ersichtlich — „habe ich, um Dir mein Urteil darüber zu sagen, ausgelesen. Es hat mich wirklich Anstrengung gekostet, durch diesen Unsinn durchzudringen. Das Ganze ist ein abgeschmackter, alberner Roman. Dieser Felix, der Held, ist ganz unbegreiflicherweise ein Mensch geworden, in den sich alle Frauenzimmer verlieben. Wodurch er eigentlich liebenswürdig und liebenswert erscheint, weiß man nicht. Er läßt bloß alles mit sich machen, was die anderen wollen. Er spielt eine ganz simple Figur. Die Valori ist eine ganz gewöhnliche Kokette. Originell ist, wie sie sich plötzlich verheiraten läßt."

Wie ihre ganze Zeit, schätzt und überschätzt auch die Mutter das Wissen. Der Sinn des Lesens guter Bücher ist ihr nicht ästhetischer Genuß am Kunstwerk, sondern Mittel zur Bildung. Es kann daher nicht weiter Wunder nehmen, daß sie nirgends von Malerei spricht. Bildung ist

das A und O der Erziehung, ohne Bildung kommt man nicht einmal zum echten Naturgenuß:

„Ein unwissendes Mädchen kann ein Engel an Schönheit sein und noch so reich; alles das gilt nichts, ihre Ansprüche an die Welt regeln sich nur nach ihrer Bildung. Kein gebildeter Mann heiratet jetzt des Geldes wegen" — der Brief ist 1859 geschrieben — „und die, welche es dennoch tun, sind verlebte, verworfene Menschen, die eine Frau als Rettungsmittel betrachten und sie grenzenlos unglücklich machen.

Bildung des Geistes bringt auch Bildung des Herzens; bist Du gebildet, dann bist Du auch geeignet, alle Stürme des Lebens mit Geistesstärke zu tragen, Du wirst niemals moralisch untergehn."

Ein junges Mädchen muß sittsam und bescheiden sein:

„Bescheidenheit und ruhiges, gesittetes Benehmen gefällt jedermann. Glaube ja nicht, daß ein stilles, bescheidenes Mädchen übersehen wird; ganz im Gegenteil findet man gerade diese Eigenschaften zuerst als Tugenden heraus und findet ein solches Mädchen den größten Beifall. Ziehe Dich nett an; ich bitte Dich aber ganz besonders, Dich nicht selbst zu sehr und zu oft zu bewundern, sondern das anderen zu überlassen."

Das junge Mädchen mußte auf sich halten. Diese Reserviertheit mußte sehr weit gehen:

„Ich bin entschieden dagegen, daß Du Deiner jungen Freundin Dein Bild schenkst. Ich bin entschieden gegen das Verschenken eines Bildes. Sein Bild gibt man nicht so leicht hin, dazu ist diese Freundschaft nicht bewährt genug."

Als die Tochter mit ihrem Vater nach Ostende reist, warnt die Mutter sie, sich mit einer Frau R. am Strand zu zeigen; diese vergnügungs- und putzsüchtige Frau ließe sich gern mit hübschen jungen Mädchen sehen, um selbst desto mehr zu glänzen.

So gibt es, wie zu allen Zeiten, sehr viele Dinge, die die Tochter mag und die die Mutter nicht billigt.

„Daß man Dich diesen Winter schon zu Gesellschaften einladet, wundert mich gar nicht. Aber ein jeder von denen, die es tun, weiß recht gut, daß es nicht passend für ein fünfzehnjähriges Kind ist, in die Welt zu treten, und würde bestimmt es nicht allein mißbilligen, sondern auch beklatschen, wenn Du die Einladung annehmen würdest."

Die Tochter ist mit ihrer französischen Lehrerin ins Theater gegangen. Die Mutter ist sehr ungehalten:

„Dich von der Gouvernante von Frl. v. Zedlitz in die Loge des Herrn Polizeipräsidenten führen zu lassen, ohne daß Du mit der Familie bekannt bist, darin liegt etwas sehr Unpassendes. Du hast nicht nötig, Dich freihalten zu lassen. Ich wünsche keinesfalls, daß Du noch einmal in diese Loge gehst."

Die Tochter ist fast achtzehn, da schreibt ihr die Mutter:

„Mich übermannten meine Gefühle derartig, daß ich nur den Wunsch hätte, begraben zu sein, damit ich gar nichts davon wüßte, wie mein Kind, mein liebstes Kleinod, sich so bis des nachts drei Uhr herumtanzen läßt, ohne daß Vater oder Mutter bei ihr ist. Es ist so gegen meine Überzeugung, so gegen meinen Willen, daß Du zu einem großen Ball ohne Papa gehst, daß ich wirklich sehr unglücklich darüber bin . . . . . .

Ein Bruder, der selbst noch so jung ist und gern tanzt, ist keine genügende Begleitung für ein so junges Mädchen. Man wird Dich sehr bald als Ballklapper zu allen Bällen mit Deinem Bruder einladen. Die Welt wird sagen: „Elle est bonne pour cela." Ich kenne die Welt und weiß, wie sie darüber denkt, wenn junge Mädchen sich so abtanzen lassen. Mir bist Du aber doch zu gut dazu."

Wie soll sich ein junges Fräulein z. B. auf einem Ball benehmen?

Über die Atlasschuhe sind wollene Überschuhe und, wenn es regnet, Galoschen zu ziehen. Unter die durchbrochenen baumwollenen (!) Strümpfe müssen wollene untergezogen werden, man sehe es beim Tanzen nicht. Die Tochter solle sich vor jedem Zug hüten. Allerstrengster Befehl: nicht kalt zu trinken!

Wie es mir scheinen will, sind es insoweit dieselben Anordnungen, die noch heute gegeben und — nicht befolgt werden: „Kind, nimm Dir etwas um, Du erkältest Dich!" — „Ach, Mama, mir ist so heiß."

Nun kommen aber ernstere Ermahnungen:

„Tanze ruhig, nicht so leidenschaftlich, daß man Dir nicht ansieht, wie gern Du tanzst. Das ruhige Tanzen kann auch graziös sein und gefallen, das wilde Tanzen, welches immer wild wird, wenn man seiner Leidenschaft zum Tanzen freien Lauf läßt, ist gar zu häßlich und mißfällt dem Zuschauer sehr. Renne nicht so viel hin und her, sprich nicht laut; glaube mir, beides ist abscheulich für ein junges Mädchen."

Unter dem Stückchen Stoff, das heute als Kleid gilt, trägt die Dame außer dem Büstenhalter noch Crêpe de

chine-Höschen und -Hemdchen und läßt dieses Hemdchen, wie ich höre, abends unter dem ausgeschnittenen Kleide auch noch fort. Vor siebzig Jahren? Zum 18. Geburtstag schenkt die Mama der Tochter einen Reifrock mit Schärpe:

„Der Reifrock ist nach einem Pariser Rock der Gräfin Dönhoff gemacht und das Neueste der Saison. Das russische Hemdchen wird über einer Untertaille ungeschnürt zuerst angezogen und dann der Rock darüber gehakt, hübsch heruntergezogen, daß es glatt sitzt, und dann Gürtel und Schärpe darauf."

Dazu kamen als besondere Neuheit Gummizugstiefel: „Stiefel mit Elastik".

Mit einem Popeline- oder dichten Mullkleid darf man abends nicht in Gesellschaft gehen, abends zu einem größeren Essen „en famille" muß es ausgeschnitten sein. Es kann z. B. so aussehen: Schwarz mit roten Sammetschleifen, roter Sammetschärpe, das Haar in einem roten Netz, eine rote Korallenkette um den Hals.

Wie eine Sammetjacke aussah, die die Mutter der Tochter schenkte, kann ich aus einer alten Photographie feststellen: Es war eine Schaube, die mit vielen Knöpfen vorn geschlossen wurde. Das Vorderteil war mit Schleifenmustern in Paspeln besetzt, am Halse ist es mit einem tiefen,

weißen Kragen geschlossen; in die sich nach unten ausweitenden Ärmel ist bis zum Handgelenk sich bauschender, weißer Tüll eingesetzt. — Ein Ballkleid wird, wie folgt, geschildert:

„Das Bouquet befestige so, daß man den Stiel nicht sieht. Du kannst es an der Untertaille feststecken und dann den Mull darüberstecken, es geht sehr gut.

Unterröcke muß Du folgendermaßen anziehen: einen wollenen und einen weißen unter der Krinoline. Über der Krinoline entweder die zwei Mullröcke mit Volants, oder, wenn nicht beide rein sind, einen Rock mit Stickerei und einen Mullrock.

Alle Röcke müssen so angezogen werden, daß die unteren Röcke kürzer sind und nicht länger als der oberste Rock.

Die Schärpe vorn muß Du selbst binden, einen Knoten oder eine Schleife."

Wichtig ist auch, daß die Mantille bis zum Ballsaal in der Hand getragen und erst umgebunden werden soll, wenn der Ballsaal betreten wird. Eine entscheidende Rolle spielt die Frisur:

„Du mußt Dir Henry schon mehrere Tage vorher bestellen. Aber ausdrücklich dabei sagen, Monsieur

Désiré solle selbst kommen. Der versteht gerade die Locken so schön zu machen. Er soll von den Dir gesandten Rosen einzelne Rosen nach seinem Geschmack einfrisieren. Gebundene Rosen wirken steif und nicht jugendlich."

Der in vielen Briefen genannte Désiré muß ein Künstler gewesen sein. Er bekam zwanzig Silbergroschen für das Frisieren, für ganz große Ballfrisuren sogar einen Taler. Das war sehr viel Geld, namentlich wenn man es mit den Kleiderpreisen vergleicht. In einem Briefe ist einmal von einem Kleid für 50 Taler die Rede, aber in einem andern heißt es: 13 Taler für ein Sommerkleid sei zuviel, 8 Taler wären auch genug; mehr wie zwei neue Kleider darf ein junges Mädchen in einem Winter nicht vertanzen, ein Tüllkleid könne man wenigstens viermal sauber anziehen, wenn man sich nur ein bißchen in acht nähme.

Ähnlich wie die Preise für Kleider waren die für andere Dinge. Für ein Diner von 12 Personen am 27. Dezember 1865 stellt „A. Huster, Koch, vorm. C. Schenk, Zimmerstraße 72" — später wurde er der Hoftraiteur Huster, seine Räume für Hochzeiten, Juristenbälle usw. geben jetzt den Raum für das „Kleine Theater", Unter den Linden — folgende Rechnung aus:

Lachs à la Figaro	4 Th.
Englische Hammelkeule à la glace	6 Th. 10 Sgr.
1 Poularde mit $^3/_4$ Pfund Trüffeln, gebraten	3 Th.
1 Fasan, gebraten	10 Sgr.
Grüner Salat	10 Sgr.
zusammen	14 Thaler

Unverhältnismäßig teuer sind dagegen die Torten von Kranzler; eine Apfelsinencreme z. B. kostete 1 Th., genau dasselbe, was für ein vierteljährliches Leihbibliotheksabonnement gezahlt werden mußte.

Ob die Tochter sich immer so benommen hat, wie die Mutter es verlangte, weiß ich nicht. Sicherlich hat sie gefallen. Der Ball, zu dem die Ratschläge über das Tanzen erteilt wurden, fand bei meinem Großonkel Albert Wolffs am Pariser Platz statt, in dem Haus zwischen Blücherpalais und Brandenburger Tor. Es ist eines der wenigen Häuser dort, die ganz unverändert geblieben sind.

Das wunderschöne Mädchen verlobte sich an diesem Abend mit meinem Vater. Mein Großvater Marckwald war gar nicht damit einverstanden, da der Bräutigam siebzehn Jahre älter war. Er suchte ihr den Freier erfolglos durch Bemerkungen wie: „In Ihrem Alter essen Sie noch Süßigkeiten", zu verekeln. Die Ehe ist trotz des Altersunter-

schiedes eine der wenigen glücklichen gewesen, die ich gesehen habe.

Nach der Verheiratung meiner Mutter werden die Briefe selten. „Madame Flora Marckwald", wie auf ihren kleinen, satinierten Visitenkarten steht, war wieder nach Berlin gezogen. „Ziemlich weit hinaus", in die Bendlerstraße 17a, weil sie dort einen Garten undAussicht über weites Gartengelände hatte. Sie schreibt nur noch, wenn sie ins Bad gereist ist. Sie fragt im wesentlichen, ob ihr Enkel ein Gedicht aufgesagt habe, ob der Mückenstich auf seiner Nase geheilt sei und ob er wieder etwas Kluges gesagt habe. Dieses verhätschelte Wunderkind von Enkel war ich. Aber das interessierte damals schon nur die Eltern und die Großeltern.

VON FAMILIENBILDERN UND ALTEN FRÄULEINS

Mein Vater, Herrmann Herz, der 1917 mit 91 Jahren starb, ist bis in seine letzten Lebensjahre hinein seiner Neigung zur schönen Literatur treu geblieben. Seine Bibliothek enthielt auch viele Geschichtswerke. Die frühesten Anschaffungen sind alle gleichmäßig in grüne Leinwand mit einem goldenen Streifen, in der Mitte ein verschlungenes H. H., gebunden. Er konnte unzählige

Gedichte auswendig. Neben Goethe und Heine bevorzugte er die Dichter seiner Jugendzeit: Chamisso, Lenau, Rückert. Er hat auch Gedichte von Moore, Byron, Longfellow übersetzt. Einmal auch ein Opernlibretto an Meyerbeer gesandt, das dieser allerdings zurückschickte, weil er auf lange Zeit versorgt sei. Ebenso aber hat er sich sein Interesse für Whist, später Bridge, namentlich aber auch für schöne Frauen bewahrt, die seine Verehrung gern entgegennahmen.

In seinem Nachlaß fanden sich Bilder, an denen sich die Varianten der Mode der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts studieren lassen. Das merkwürdigste Souvenir war das Ölbild eines ganz wüsten Kerls; wenn man es zurückklappte, lächelte darunter ein bezauberndes Frauenköpfchen auf schmalem Halse, die dunklen, in der Mittte gescheitelten Haare über eine schwarze Taille mit Spitzenkrägelchen herunterfallend. Ein Zufall hat mir verraten, wer jenes holdselige Fräulein war, die meinen Vater vor nunmehr achtzig Jahren sehr geliebt hat; das Bildchen ist gezeichnet „Carl Berger", es ist der Name eines Unbekannten oder eines völlig Vergessenen.

Es muß in jener Zeit, in der die Photographie als Daguerrotypie noch in den Windeln lag, zahlreiche gute Porträtmaler gegeben haben; sie fühlten sich wohl, wie im

Mittelalter, so sehr nur als gute Handwerker, daß sie ihre Bilder nicht einmal zeichneten. Es gibt vorzügliche Bilder meiner Urgroßeltern Berend aus Landsberg a.W., sogar ein lebensgroßes Kniestück meines Großvaters Naumann Marckwald aus seiner Jugendzeit, die keinen Namen tragen, obwohl gerade das Bild meines Großvaters auf einer Berliner retrospektiven Porträtausstellung großen Beifall fand. Etwa zwanzig Jahre später hat L'Allemand, der meine Großeltern Marckwald zeichnete, seinen Namen darunter gesetzt. Erst recht taten es natürlich die Späteren: Euard Magnus und Gustav Richter, Meyerbeers Schwiegersohn. Der letztere hatte ein sehr graziöses Aquarell meiner Großmutter in Gelb, namentlich aber ein lebensgroßes Ölbild meiner wunderschönen Mutter in Weiß gemalt. Es ist von jeher das Schicksal der deutschen Künstler gewesen, im Auslande nicht gewürdigt zu werden oder erst gewürdigt zu werden, wenn sie, wie eben Herkomer oder früher Winterhalter, dort ihre Kunst ausübten. Es gibt z. B. noch eine „Dame in Weiß", die der Herkomers nicht nachsteht: Gussows ätherisches Bild der Frau Anna Reichenheim.

Der Bruder meiner Großmutter Herz, Albert Wolfs, gehörte zu den bekanntesten Typen der Berliner Linden, da er bis an sein Lebensende Vatermörder und jene großen,

schwarzen Doppelkrawatten trug, die man um den Hals legte und denen man durch langes Kopfnicken die richtigen Falten gab. Ähnlich trug sich noch der alte Herzog von Sagan. Diese beiden Überbleibsel einer verklungenen Zeit waren wohl dadurch miteinander bekannt geworden, obwohl sie ganz verschiedenen Kreisen angehörten. Beide waren sehr stolz auf ihr hohes Alter, und man sagt, daß sie sich einander gegenüber noch um ein Jahr älter machten, als sie waren.

Einer Erzählung dieses Großonkels verdanke ich eine meiner besten Eigenschaften, nämlich die, alle Briefe sofort zu beantworten. Er besuchte einmal Humboldt in Tegel. Dieser hatte einen alten, recht griesgrämigen Diener. Er muß dem bekannten Faktotum Virchows geähnelt haben, der, wenn er sich über seinen Herrn geärgert hatte, von ihm nur als von „Seiner Unfehlbarkeit" sprach. Dieser gestrenge Diener Humboldts wollte meinen Onkel nicht vorlassen; Exzellenz müsse erst ihre Briefe beantworten. Als mein Großonkel dann in zwei Stunden wieder vorsprach, war die umfangreiche Korrespondenz erledigt. Humboldt setzte ihm auseinander, daß es nur ginge, weil er jeden Brief sofort erwidere; ließe er ihn liegen, so brauche die Antwort eine unnötige Präambel, die sich mit jedem Tage verlängere.

Was mein Großonkel gar nicht liebte, waren neue Moden. Mein Onkel Wilhelm trug einen gedrehten Schnurrbart, den aber mein Großonkel für einen soliden Kaufmann, der einen Backenbart, „Cotelettes", zu tragen habe, gänzlich unpassend fand. „Wilhelmchen", pflegte er zu sagen, „Du glaubst, Du siehst aus wie ein General, aber Du siehst nur aus wie ein Wachtmeister." Einmal empfing ihn mein Onkel im Eßzimmer, die Decke im Salon werde gestrichen. „Für wen?" fragte mein Großonkel, „was müssen das für Narren, sein, die nach der Decke sehen, wenn sie bei Dir zu Besuch sind."

Das sind Proben jener alten Spruchweisheit, Mischung aus Talmudklugheit und biedermeierscher Geruhsamkeit. „Die Welt braucht nicht mit Schienen gepflastert zu werden", hat in den Zeiten der Eisenbahngründungen manchen vor Verlusten bewahrt. Zwei meiner verwitweten Tanten, die in Nachbarwohnungen wohnten, wollten sich eine Tür zum leichteren Verkehr durchbrechen lassen; meine Mutter riet ab: „Warum wollt Ihr Euch mit 70 Jahren noch verzanken?" Auch meine beiden allzufrüh verstorbenen Schwestern hatten dies Talent für Aperçus: „Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur gute Kleider", pflegte die sehr energische ältere zu sagen; „Geld ist

Dreck, aber Dreck ist leider kein Geld", die derberen Ausdrücken zugetane Jüngere.

Die schönsten Sprüche sind mir von einer alten Dame, einer Freundin meiner Familie, überliefert; sie hieß Florette Lepke.

Ach, diese reizenden alten alleinstehenden Damen, Witwen, alten Mädchen! Sie hausten mit einer alten Kammerjungfer zwischen Gummibäumen, alten Familienbildern, Empirekommoden und Mahagonimöbeln; natürlich stand ihr Nähtisch auf einem Tritt am Fenster, und am Fenster war ein „Spion". In den siebziger Jahren wurde das Mahagoni durch Eiche verdrängt. Diesen Wechsel der Mode segne ich. Wenn sich auch meine Eltern bei Einrichtung ihres neuen Hauses nicht von dem damals grassierenden „altdeutschen Stil", auch „Renaissance" genannt — sprich Renässanks, die Buffets sahen wie Ritterburgern aus — betören ließen und auch die Makartbuketts bald verbannten, so konnte ich doch, als ich mir selbst eine Wohnung einrichtete, die schönsten Mahagonisachen, zum Teil noch aus der Aussteuer meiner Urgroßmutter, ja sogar noch eine Louis XVI.-Kommode aus Kinder- und Mädchenzimmer herausnehmen.

Aber nicht davon wollte ich erzählen, sondern von der Spruchweisheit der alten Tanten, die natürlich nicht alle

so nett waren wie Florette Lepke. Es gab auch unter ihnen manche, deren Beschäftigung es war, zu klatschen und übelzunehmen. Namentlich eine haßte ich als Junge, weil sie mich immer bei den Eltern verpetzte. Aber enthält eine Ausspruch wie: „Will einer mich narren, so laß ich mich narren, ist er der Genarrte", nicht tiefste Lebensweisheit? Wie bildhaft sind Bemerkungen wie: „Der Fonds dieses Menschen ist nicht Atlas", oder: „Die Windeln haben bei seiner Geburt nicht gerauscht", oder: „Man zählt sein Geld, aber nicht seine Jahre"; oder später, als man schon bissiger wurde, die laut vernehmliche Zurechtweisung eines dreisten exotischen Gesandtschaftsattachés durch eine Dame, mit der er unter dem Tisch zu füßeln versuchte, durch die Worte: „Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, aber treten Sie mich nicht mit den Füßen", und die Charakterisierung eines Menschen, der weit mehr von sich reden machte, als er es verdiente: „Er ist mehr als eine Persönlichkeit, er ist ein Gesprächsthema."

TAGE DER KINDHEIT

Meine erste Erinnerung knüpft sich an „die Linden". Sehr imposant war diese berühmte via triumphalis der Reichshauptstadt damals nicht. Neben der Lindenallee des

Mittelwegs — waren es überhaupt alles Linden? — liefen auf der Südseite zwei getrennte Fahrdämme, auf der Nordseite ein Fahrdamm und ein Reitweg. Der breite Mittelweg selbst war durch Eisenstangen abgegrenzt, die auf dicken eisernen Klötzen ruhten. Er war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Sammelplatz der Kinder mit ihren „Bonnen". Ich sehe mich noch immer meiner dicken „Nenne" davonlaufen, während sie ängstlich „Häsekin, Häsekin" schreiend hinter mir her ist, um mich daran zu hindern, unter den Stangen hindurch auf den Reitweg zu laufen. Ich habe mich oft gefragt, ob dies eine wirkliche Erinnerung ist? Ich bin aber sicher, daß es ein nur aus Erzählungen anderer geschaffenes nachträgliches Bild ist.

Meine zweite Erinnerung knüpft sich an das seltene Schauspiel eines Nordlichts 1870 und an die Kriegserklärung an Frankreich. Ich war 7 Jahre alt und hatte mit einem Vetter zusammen Privatunterricht in unserem großväterlichen Hause in der Dorotheenstraße 1. Ich wollte es gerade mit unserem Lehrer verlassen, als mein Vater auf uns mit den Worten zutrat: „Eben ist der Krieg erklärt, Gott gebe, daß alles gut geht!" Ich sehe sein überaus ernstes Gesicht noch deutlich vor mir, und seine Worte klingen mir noch im Ohr. Dieses Erlebnis ist vielleicht der

Grund, weshalb mir der frivole Spruch vom frisch-fröhlichen Krieg immer auf die Nerven gegangen ist.

Wir wohnten auf unserer Besitzung in Charlottenburg, Ecke Berliner- und Sophienstraße. Wir zupften alle fleißig Charpie und packten sie mit Eifer in sehr gelbe Guttapercha-Päckchen. In der Ecke des Gartens stand eine „Gloriette", die wir „Belvedere" nannten. Von dort aus wurden den unaufhörlich vorbeiziehenden Truppen Erfrischungen gereicht. Dann kamen Siegesnachrichten über Siegesnachrichten. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn das Schlachtenglück uns nicht so überreichlich verwöhnt hätte. Der Glaube an die Unbesiegbarkeit der deutschen Waffen wäre nicht zu gefährlichem Dogma geworden. Flaggen und Illuminationen: Lichter zwischen den Doppelfenstern, Adler, Sterne, Namenszüge in Gasflammenschrift, waren an der Tagesordnung. Man sang die „Wacht am Rhein", aber auch Gassenhauer: „König Wilhelm saß ganz heiter einst zu Ems, dacht' gar nicht weiter . . . . " oder: „Was kraucht dort in dem Busch herum, ich glaub', das ist Napoleum!"

Gefangenenzüge fuhren auf der Verbindungsbahn zwischen Potsdamer und Brandenburger Tor, unaufhörlich klingelnd, unter Vorantritt eines Mannes mit roter

Fahne. Irgendwo — ich glaube auf dem jetzigen Platz der Republik — war ein großes Gefangenenlager, das von groß und klein besucht wurde. Niemand fand etwas dabei, daß man den Franzosen Liebesgaben brachte. Ich fürchtete mich zunächst vor den Turkos. Die schwarzen Kerle — eigentlich waren es braune — lachten aber so freundlich und zeigten so schöne weiße Gebisse, daß die Angst bald schwand. Schon damals protestierte man gegen die Verwendung Farbiger gegen Europäer. Die Franzosen parierten den Vorwurf mit Hinweis auf die Ulanen. Sie hielten die sehr gefürchteten Lanzenreiter für einen wilden Völkerstamm! Gar nicht behagte den Gefangenen unser deutsches Schwarzbrot. Die Deutschen in Frankreich klagten umgekehrt, daß sie von dem labbrigen weißen Brot dort nicht satt würden.

Besonderen Eindruck machte es auf mich, daß die Schulen so häufig frei bekamen. Die Jungens zogen, Holzgewehr mit Holzbajonett schulternd, singend durch die Straßen. Da ich Privatunterricht hatte und nicht frei bekam, konnte ich nicht mit. Das war ein großer Kummer meines jungen Lebens, fast so schwer wie der, daß ich, stets unter Aufsicht, nicht wie die anderen Lümmels mit einem Fuß in den tiefen Rinnsteinen waten durfte, die damals alle Bürgersteige umsäumten.

Zu Weihnachten wünschte ich mir natürlich Bleisoldaten und war einmal sehr enttäuscht, als mütterliche Eitelkeit meine Großmutter bestimmt hatte, mir statt ihrer einen Samtanzug aufzubauen. Seit dem verlorenen Weltkriege ist das Spiel verpönt. Vielleicht sind die Eisenbahnen, Flugzeuge usw., die jetzt geschenkt werden, pädagogisch wertvoller. Davon verstehe ich nichts. Ich kann aber versichern: kriegerische Instinkte hat das Spielen mit Soldaten nicht in mir geweckt. Sie schienen uns nur eine andere Art Baukasten. Man stellte sie auf und schob sie hin und her. Wir kümmerten uns weniger darum, ob sie Deutsche oder Franzosen darstellten, als darum, ob sie flach oder plastisch waren. Am begehrenswertesten schienen uns die alten Ritter im Schaufenster bei Spranger in der Friedrichstraße oder bei Söhlke in der Markgrafenstraße. Sie waren so viel größer als die Soldaten und haten bewegliche Visiere an den Helmen und bewegbare Lanzen.

Doch begeben wir uns aus dem Kinderzimmer wieder auf das sogenannte Welttheater.

Nach Friedensschluß war, ähnlich wie nach Beendigung des Weltkrieges, die Wohnungsnot so groß, daß die zahlreich Zugewanderten in alten Eisenbahnwaggons und Baracken untergebracht werden mußten. In der Blumen-

straße kam es zu Zusammenstößen zwischen Polizei und Arbeitslosen. Die unseligen Milliarden der Kriegsentschädigung schufen eine Art Inflation, Schwindelunternehmungen wucherten empor. Brauereigründungen waren an der Tagesordnung. Für das schlechte Gesöff, das sie herstellten, wurde das Wort „Dividendenjauche" geprägt. An den Gründungen namentlich von Eisenbahngesellschaften beteiligten sich Christ und Jud, Bürger und Aristokrat bis in die höchsten Spitzen hinauf. Bis Lasker die Eiterbeule aufstach. Die Grundstücksspekulation entfaltete ihre giftigen Blüten. Die entsetzliche Mietskaserne entstand. Ganze Straßenzüge trugen als Reklame an jedem Haus eine Tafel: „Eigentum von Quistorp". Zwei weitere Namen sind mir im Gedächtnis geblieben: Zunächst der des Eisenbahnkönigs Strousberg. Er hatte sich das Palais in der Wilhelmstraße gebaut, das jetzt Sitz der englischen Botschaft ist. Die schöne Freitreppe ist durch Einbauten zwischen den Säulen entstellt worden. Wir bewunderten aber damals weniger das Palais als seine Töchter. Ich lief immer über die Straße, um sie zu grüßen, bis mich einmal — Jungens sind so leicht verletzt — das Lächeln der Gouvernante abschreckte. Strousberg selbst wußte, daß sein Reichtum auf Sand gebaut war. Als er sich seine große Bibliothek einrichtete, wollte er seine Buch-

händler im voraus bezahlen, er wisse ja nicht, ob er nach Lieferung aller Bücher noch das Geld dazu haben werde.

Der zweite Gründer war ein Herr Geber; er plante den Bau der Stadtbahn und begann den des Zentralhotels. Da die Zeit aber noch nicht reif war, ging er an diesen Unternehmungen kaputt.

Die „Gründerzeit" ist wohl die einzige Epoche gewesen, in der es in Berlin etwas von dem Equipagenluxus gab, der in Paris, Wien und London selbstverständlich war. In der Siegesallee — sie spielte zusammen mit der Tiergartenstraße die Rolle, die jetzt Sonntags der Kurfürstendamm zwischen Gedächtniskirche und Knesebeckstraße spielt, während die der Tauentzienstraße bei Tag und Nacht der Friedrichstraße zufiel — wurden Blumenkorsos abgehalten. Eines Tages flog ein ungeschickt geworfenes Bukett, das damals nicht ein einfacher Strauß war, — die Blumen waren vielmehr in schöne feste Papiermanschetten eingebettet, — dem alten Kaiser ins Gesicht. Von da an blieb der Hof fern. Damit war der Versuch gescheitert, Berlin eine Lebensform zu geben, für die die Vorbedingungen fehlten: Eleganter Müßiggang als Beruf einer reichen Oberschicht.

Daß aber fast alle Equipagen sozusagen von einem Tage zum anderen von der Straße verschwanden, das hatte

einen anderen Grund. Die Gründergewinne zerplatzten wie die Seifenblasen der Inflationszeit, als der „große Krach" kam. Die Spekulationsgewinnler verschwanden. So manche hinter Gefängnismauern. Aber diejenigen, die man vor Gericht zog, waren auch damals schon nicht viel schlimmer als die, die den Hals aus der Schlinge ziehen konnten. Der Eindruck all dieser finanziellen Zusammenbrüche muß furchtbar gewesen sein. In einem Toast, den mein Vater einige Jahre später hielt, heißt es noch:

„Und spricht von einer Gründung man,
Verstummt das frohe Plaudern,
Ein jeder fühlt durch Mark und Bein
Als wie ein kaltes Schaudern!"

Ein letzter Nachklang der Gründerzeit kam vor ein paar Jahren zu uns. Der große Sarkophag, den sich Strousberg von Reinhold Begas hatte anfertigen lassen, den er aber nicht mehr abnehmen konnte, kam zur Versteigerung. Er blieb unverkäuflich. So verblaßte der Glanz des Rauschgoldes und des übersteigerten Künstlerruhmes.

VON DREI JURISTEN UND DER EITELKEIT

In meiner Jugend schätzte ich die Gesellschaft älterer Leute. Jetzt ist es umgekehrt; die Frage ist nur, ob die

Jugend denselben Geschmack hat wie ich damals. Ich fühlte mich schon als Primaner besonders glücklich, wenn ich zu Gesellschaften zugezogen wurde. Aber auch als Student durfte ich bei Diners in der Regel erst nach dem Essen erscheinen. Es sei denn, daß durch irgendwelchen unglücklichen Zufall die ominösen dreizehn Personen bei Tisch waren. Natürlich erklärte jeder, eigentlich glaube er nicht dran, aber besser sei immer besser. Ich wurde dann als „Ludwig XIV.", wie mein Vater scherzte, zugezogen. Aus dieser meiner frühen Jugendzeit erinnere ich mich dreier berühmter Juristen, dreier Anwälte noch aus der Zeit vor der Freigabe der Advokatur: John Simson, Holthoff, Primker.

John Simson, der Bruder des berühmten Präsidenten, hatte in Berlin weder seine ostpreußische Gemütlichkeit noch seinen ostpreußischen Dialekt verloren. Als ein von ihm wegen Mordes verteidigter Angeklagter das Urteil nicht verstanden hatte, soll er gesagt haben: „Mein trautstes Harzchen, Sie sind zum Tode verurteilt."

Holthoff umgab der Ruhm, einmal Lassalle verteidigt zu haben. Primker, der alle Genüsse des Lebens auskostete, seitdem eine große Liebe enttäuscht worden war, und in dessen bartloses Gesicht wilde Nächte, namentlich

in Gemeinschaft mit seinem Freunde Prillwitz, tiefe Furchen gezogen hatten, war ein Erzähler von vielen Gnaden. Mein Ideal war, einmal so plaudern zu können wie er. Zu meiner größten Entrüstung wurde ich aber hinausgeschickt, wenn Primker wirklich in Zug kam. Dasselbe geschah, wenn ein anderer Freund meines Vaters, Ascher, mit seinen Anekdoten loslegte. Wer und was er war, weiß ich nicht mehr, ich glaube Schauspieler. Ich erinnere mich aber zweier Geschichten, die darauf schließen lassen, daß seine Unterhaltung für jugendliche Ohren wirklich nicht taugte. Die eine war eine Erzählung — die ich übrigens zu meinem Erstaunen in einem amerikanischen Witzblatt wiederfand — von dem Mann, der seine sehr häßliche Frau mit seinem Freund überrascht und kopfschüttelnd sagt: „Ich muß, aber hast Du das nötig?" Das andere war eine Bemerkung über die nicht hübschen, aber prachtvoll gewachsenen Töchter eines bekannten Berliner Journalisten. Ascher meinte, schon im Talmud sei zu lesen, daß „wegen eines miesen Ponims mancher schöne Tochus verloren gehe." („Ponim" = Gesicht, „Tochus" = das Gegenteil.) Diese Tragödie ist gottlob durch die heutige Mode überwunden. Der Gefahrenpunkt hat sich in den Rücken geschoben, der selten wirklich schön und gar nicht zu korrigieren ist.

Mein Respekt vor dem noch auf der Höhe seines Ruhmes wandelnden Berthold Auerbach wurde stark durch seine allzu offen zur Schau getragene Eitelkeit gemindert. Er nahm einmal einen meiner Vettern auf die Knie und sprach zu ihm: „Du kannst später einmal sagen, mich hat Berthold Auerbach noch auf dem Schoß gehalten." Ebenso, aber weniger harmlos eitel war der Shakespeare-Forscher Leo. Ich weiß nicht, wie seine Forschungen von seiner Zunft bewertet wurden, jedenfalls schnitt er sich den Bart wie das große Objekt seiner Studien und schritt dann, begleitet von gleichgesinnter Frau und Tochter, durch die Zimmer, um die Huldigungen entgegen zu nehmen, die dem Ebenbild des Schwans von Avon gehörten. Soweit allerdings, den großen Dichter durch eigene Verse zu verbessern, ging seine Überheblichkeit nicht.

Aber wer ist schließlich der Todsünde der Eitelkeit ganz bar? Es lag sicher ein Schuß Eitelkeit darin, wenn ich in meinen jungen Jahren darauf achtete, daß der Schnitt meines Fracks genau der letzten Mode entsprach und daß meine Krawatte so kunstvoll gebunden war, daß sie korrekt aussah. Aber seit Diogenes wissen wir, daß die Eitelkeit auch durch die Löcher der Lumpen herausschauen kann, und es ist ein billiger Individualismus, der

mit Schlapphüten gegen die festen Hüte auftrumpft. In den Spiegel sah ich nicht, ehe ich einen Salon betrat. Ich war sicher, daß alles richtig saß. Jedoch, wie eine boshafte Freundin sagte, die mich eigentlich nicht leiden konnte: „Er hat es nicht nötig, er fühlt aber schon auf der Treppe, ob er auch alle seine Paradoxe in der Tasche hat." Noch heute, wo ich in die Jahre gekommen bin, die mir nicht gefallen, weil es die sind, in denen man nicht mehr zu gefallen, sondern nur nicht zu mißfallen hat, gebe ich meinem Affen gerne Zucker. Wenn ihr mich loben wollt, bitte seid nur nicht sparsam mit eurem Lobe.

COLLÈGE ROYAL FRANÇAIS

Ich habe das Gymnasium erst von der Untertertia an besucht. Das Treibhaus des Privatunterrichts ist dem reinen Lernen günstig, sonst bringt es nur Nachteile. Wer in der ersten Phase der Entwicklung nicht zu einer Gemeinschaft gehört hat, wird später neuen Menschen nie völlig unbefangen entgegentreten und den Weg zum Anschluß an andere, wenn überhaupt, nur schwer finden. Auch zur Freundschaft gehört Talent, das angeleitet werden muß.

Für mich schieden, aus geographischen Gründen sozusagen, sowohl das spartanische „Graue Kloster" wie das

seiner Strenge wegen gefürchtete „Joachimsthaler Gymnasium" aus. Zur Wahl standen nur das „Französische Gymnasium", das grade in sein neues Gebäude in der Dorotheenstraße übersiedelt war, oder das „Wilhelms-Gymnasium", in einem Garten in der Bellevuestraße, dort wo heute der Reichswirtschaftsrat sein weltabgeschiedenes Dasein führt.

Glücklicherweise fiel die Wahl meiner Eltern auf das „Collège". Ich gedenke meines Direktors Schnatter, der so gar nicht kommissig war, und der Lehrer unserer Schule, „homines veri humani", noch heute mit Dankbarkeit und Verehrung.

Das „Collège Royal Français" wurde bekanntlich für die Hugenotten, die „Refugiés", gegründet, denen der Große Kurfürst Asyl in Preußen gewährte und an dessen Denkmal auf der langen Brücke sie bis heute alljährlich einen Kranz niederlegen. Ebenso wie der „Französische Dom" auf dem Gendarmenmarkt, in dem an einem Sonntag deutsch, am anderen französisch gepredigt wird, für die „Kolonie" gebaut wurde. Der Unterricht wurde mit Ausnahme von Religion und Deutsch in französischer Sprache erteilt.

Die Schüler des Collège — wir nannten es immer nur so, niemals „Französisches Gymnasium" — waren Kinder

aus der „Kolonie", Kinder aus jüdischen Familien, Ausländer, unter denen die Polen überwogen. Die Polen waren sehr höflich und schmiegsam, aber ihrer Unzuverlässigkeit wegen keine guten Kameraden. Man konnte auf sie Napoleons I. Worte variieren: „Grattez le Polonais, vous trouverez le traître." Heines Gedicht von Krapülinski und Waschlapski war mir aus der Seele geschrieben. Ich habe die Antipathie niemals überwinden können. Einem Franzosen gegenüber habe ich sie einmal auf einer internationalen Zusammenkunft dahin formuliert: „Zwischen Deutschen und Polen steht nicht Erbfeindschaft, sondern Erbverachtung." Ich schäme mich, daß die gefühlsmäßige Abneigung stärker ist als meine Überzeugung, daß man immer nur über den einzelnen Menschen ein Urteil sprechen darf. Wenn der Mensch überhaupt berechtigt ist, zu richten.

Von meinen Mitschülern imponierte mir namentlich ein gewisser H. Er konnte nämlich in die Luft spucken und die Spucke wieder auffangen. Ich war sehr enttäuscht, daß diese Kunstfertigkeit auf meine Eltern nicht denselben überwältigenden Eindruck machte wie auf mich.

Mein Intimus war Leo Leipziger, schon damals wie bis an sein Ende „Lollo" genannt. Wie die beiden Helden in Flauberts „Education sentimentale" sind wir, mit Unter-

brechungen gelegentlicher Zerwürfnisse, in gemeinschaftlichem Bummel, bei dem er als der Frühreifere zunächst die Führung hatte, Gefährten geblieben. Er warf sich in den Journalismus. Zunächst kaufte er das „Kleine Journal" und versuchte sich als erster in Berlin mit einem Depeschensaal im Equitable-Palast Ecke Friedrich- und Leipziger Straße. Der „Lokalanzeiger" folgte dann seinem Beispiel Ecke Wilhelmstraße und Unter den Linden. Sein Schwiegervater Stettenheim sagte dazu: „Lollo ist größenwahnsinnig geworden, er glaubt jetzt, die Leipziger Straße hieße nach ihm." Leipziger suchte die unter dem Vorbesitzer Spitz übelbeleumundete Zeitung auf das „Gute, Schöne, Wahre" umzustellen. Dazu war er allerdings nicht grade die geeignete Persönlichkeit. Das Blatt wurde langweilig; er mußte es, nachdem er ihm einen Teil seines Vermögens geopfert hatte, aufgeben. Mein Bruder pflegte ihn dann zu necken: „Solange Spitz es hatte, habe ich es gelesen, aber nicht abonniert; wie Du es hattest, habe ich es abonniert, aber nicht gelesen; jetzt lese ich es nicht und abonniere es auch nicht." Leipzigers großes Talent für Couplets, Zeitgedichte und Chansons, auch mit ernstem Unterton, machte später den von ihm gegründeten „Roland zu Berlin" zu einer vielgekauften Wochenschrift. Seine Gedichte warfen viele amüsante

Streiflichter auf Seitenpfade der Kulturgeschichte. Ebenso sein Roman „Die Ballhausanna", die Geschichte einer bekannten Berliner Kurtisane, die — Ironie des Schicksals — als „Trauerndes Elsaß" zum Vertrieb in Frankreich photographiert worden war, während sie in Straßburg als Freundin eines Ulanenleutnants lebte. Über den Börsenteil des Blattes deckt man jedoch besser den Schleier des Vergessens.

Das Lernen fiel mir sehr leicht, mein Gedächtnis war sehr gut, die Verführung zur Oberflächlichkeit lag also nahe. Ich fürchte, daß sich auf der Schule schon die Lust zum Dilettieren bemerkbar machte. Eine kluge Freundin hat mir später manchmal vorgeworfen, ich nasche nur an den Dingen, ich „schmecke" nur daran, wie sie sich schwäbisch ausdrückte. Am schlimmsten sah es mit der Pünktlichkeit aus, namentlich, wenn ich im Sommer mit der Pferdebahn aus Charlottenburg hereinfahren mußte. War ich pünktlich, so saß Mommsen im Wagen, der in der Marchstraße sein Haus hatte. Jedermann kannte ihn. Das weißhaarige Haupt entblößt, arbeitete er auch beim Fahren; rings um ihn lagen Zettel auf der Erde verstreut. Er bemerkte es kaum, wenn man sie vom Boden aufhob. Kannte jeder Berliner Mommsen, so war uns Schülern Lepsius eine geheimnisvolle, fast gefürchtete Persön-

lichkeit. Die Ägyptologie mit ihren Mumien, Hieroglyphen und vieltausendjährigen Gräbern war eine neue Wissenschaft. Lepsius wohnte in dem noch heute stehenden burgähnlichen Hause in der Bendlerstraße. Wir glaubten, daß sich hinter dessen Mauern unheimliche Mysterien abspielten, wie wir sie aus Ebers' „Uarda" und „Ägyptischer Königstochter" herausgelesen hatten.

Wenn man die richtige Pferdebahn versäumt hatte, gab es zwei Entschuldigungen: entweder waren die Ulanen zum Exerzieren auf dem Tempelhofer Feld über die Chaussee gezogen und hatten den Wagen aufgehalten, oder die Brücke über den Kanal war aufgezogen worden. Die feste Brücke mit den Sandsteinsäulen und Bronzefiguren, die über den Rio Grande statt über ein armseliges Wässerchen führen könnte, war damals noch nicht gebaut. Die Entschuldigungen genügten meistens. Böse war es nur, wenn zwei Schüler, die zu verschiedenen Zeiten zu spät kamen, beide durch die Ulanen aufgehalten sein wollten.

Im allgemeinen war es auf dem Collège nicht schwer, brav zu sein. Es war keineswegs ein „Lackstiefel-Gymnasium", wie das Wilhelms-Gymnasium, aber wir hielten auf uns. Collegianer prügelten sich zwar unter sich, liefer-

ten aber anderen Schulen keine Schlachten. Das überließen sie den Werderanern weiter oben in der Dorotheenstraße. Man schlich wohl einmal heimlich in eine Konditorei, aber Saufgelage oder gar Schülerverbindungen schienen uns als Nachäffung studentischer Bräuche lächerlich. Ich selbst gehörte unter dem Einfluß zweier jetzt verstorbener Vettern, des späteren Professor Ludwig Traube und des späteren Oberbibliothekars der Straßburger Universität Ernst Marckwald, zu einem Kreise, der Philologie trieb. Philologie war damals in der Zeit der Teubner- und Weidmann-Ausgaben der antiken Klassiker mit philologischem Apparat die große Mode. Es ist später viel und nicht mit Unrecht über die Differenzierungen des „que" und „et" gespottet worden. Die philologische Methode hat mir aber sicherlich das Bedürfnis zur Objektivität und die Liebe zu den Einzelheiten gegeben.

Um den Geist unseres Kreises zu charakterisieren, möchte ich eine Stelle aus einem Briefe wiedergeben, den mir Traube, damals schon Student in München, nach meinem Abiturienten-Examen schrieb:

„Ich weiß noch nicht, was Du vorzunehmen gedenkst, schreibe es mir, aber ich rate Dir, gehe überall ordentlich vor. Zwar in der Reihenfolge von dem, was Du

vornimmst, kannst du unordentlich sein. Aber ein anderes ist es, unordentlich im Ergreifen von Arbeit zu sein, ein anderes, unordentlich in der Methode bei diesem Ergreifen. Alles kannst Du auf der Universität hören und lernen, in Hunderten von Collegs Dir ein colossales positives Wissen erarbeiten, aber Methode wirst Du nie erlernen können durch Saugen an dem Munde der Weisheit eines Lehrers, (anders steht es vielleicht in den exakten Wissenschaften, wo auch das methodische Experiment gelernt werden soll). Positives Wissen als solches nützt nur zum Examen, stapele also nicht zu viel unnötiges Brennholz an (ohnedies wird dieser Winter bei Dir nicht sehr kalt werden). Lies viel anerkannt Gutes in deiner Wissenschaft und suche alles zu vergessen, was die Leute darin geschrieben haben, aber überlege es Dir, wie sie es geschrieben, wie sie die Sache angefaßt und durchgeführt haben. Dann vergleiche dieses Wie mit einem anderen, nimm Stellung dazu und überlege Dein eigenes Wie in diesen Fällen. Methode ist fast jedem Menschen angeboren, er muß sie nur entwickeln und muß sie möglichst früh entwickeln. Es ist eine schöne Eitelkeit, auf seine Methode eitel zu sein, jeder suche hierin recht eitel zu werden. In anderer Richtung scheinst Du es schon ein wenig zu sein. Leo

Arons schreibt mir zu meinem Bedauern, daß Du beleidigt bist, daß ich Dir nicht zu Deinem Examen gratuliert habe. Nun überlege Dir, kleiner Mann, folgendes: Es gehört schon ein klein wenig Eitelkeit dazu, zu verlangen, daß Deine Freunde Dein glückliches Examen ausposaunen, ein klein wenig mehr, zu verlangen, daß die, an welche es ausposaunt ist — mir hat übrigens keiner geschrieben — davon Notiz nehmen, noch mehr dazu, daß Du verlangst, daß sie von genommener Notiz Nachricht geben, zu deutsch, Dir gratulieren. Du verlangst zu viel für ein zu weniges. Was ist denn eigentlich das Abiturienten-Examen? Entweder man ist reif gewesen, aus der Schule zu scheiden, und dann kommt das Überstehen des Examens einem so natürlich vor, daß jede Gratulation kränken muß, oder aber, — genug, ich will einen anderen Grund für Deine Pikiertheit supponieren: Du wolltest gern etwas von mir hören. Und so möchte ich mit dieser Annahme selbst ein wenig eitel erscheinen, wenn es nicht natürlich wäre, dieses Interesse von Dir für einen Bekannten, auch Verwandten, zu erwarten, der wenn ich nicht irre, gerade in der Wissenschaft, wenn vielleicht auch nicht in demselben Zweige gearbeitet hat, in der Du anfängst zu arbeiten. Denn daß Du schon im ersten Semester an-

fangen willst zu arbeiten, daran möchte ich um keinen Preis zweifeln. Das erste Semester zu verbummeln, ist nur die Sache eines ungebildeten oder interesselosen Menschen. Daß Du das erste nicht bist, weiß ich, daß Du das zweite nicht seiest, wünsche ich. Aber höre — halte mich ja nicht für einen Pedanten, ich bin das Gegenteil davon: man kann arbeiten und genießen, man kann fünf Stunden am Tag in der Kneipe zubringen, wenn man die anderen 5 Stunden ordentlich ausnutzt. Mit Ausnutzen verstehe ich nicht Bücher geistlos lesen oder gedankenlosen Notizkram an ihrem Rand eintragen, das Ausnutzen kann auch in der Unterhaltung mit seinen Freunden bestehen, kann auch einfaches Nachdenken sein. Am besten würde ich es für einen jungen Philologen, Historiker, Juristen oder dergl. halten, irgend etwas Bestimmtes sich zur selbständigen Arbeit vorzunehmen, damit er zunächst auch etwas die Literatur und Bibliographie seiner Wissenschaft kennen lernt, die er nachher nur als Beiwerk betrachten soll. Die meisten jungen Studenten fehlen von vornherein darin, daß sie im Kolleg zwar die zitierten Bücher mitschreiben, nie sich aber eins von ihnen ansehen.

In diesem Stil könnte ich noch einige Zeit fortfahren und Ermahnung auf Ermahnung häufen, wenn ich

nicht fürchtete, Dir damit lästig zu werden. Denn leichter ist es zu ermahnen, als sich ermahnen zu lassen. Das weiß ich, und darum Adieu!

Dein Ludwig Traube."

VOSZSTR. 11

Anfangs der siebziger Jahre siedelten wir von der Behrenstraße 32 in das jetzt durch Aufstockung verschandelte Haus über, das sich mein Vater in der Voßstraße 11 gebaut hatte, einer Straße, die auf dem Terrain des Gartens der Familie von Voß, Nachkommen der bekannten Oberhofmeisterin Friedrich Wilhelms III., neu angelegt worden war. Er hatte zunächst Bedenken, ob er an die Peripherie der Stadt ziehen dürfe, weit weg von seinem Kontor in der Dorotheenstraße 1. Das Tiergartenviertel, der sogenannte alte Westen, bestand allerdings schon. Die älteren Häuser dort galten zum Teil aber als eine Art Landsitz. So zogen z. B. zwei Fräulein Magnus noch bis kurz vor dem Weltkriege vom Kupfergraben nach der Tiergartenstraße 28 auf „Sommerwohnung". Ganz kühne stadtmüde Leute waren allerdings bereits bis in die Maaßenstraße vorgestoßen. Am „Hofjäger" jedoch hörte Berlin eigentlich auf.

Dort, wo jetzt die Friedrich-Wilhelm-Straße ist, befand sich eine alte Gartenwirtschaft, die zu einem „Skating-Ring", einer Rollschuhbahn, umgebaut wurde. Skaten (sprich Skäten) muß als Sport des Tages eine sehr große Rolle gespielt haben. In Versen meines Vaters, mit denen er das Geschenk eines Abonnements für die Rollschuhbahn begleitete, heißt es zum Schluß:

„Triffst du alsdann mein braves Weib,
so sprecht von diesem Zeitvertreib
nach Herzenslust: vom Skaten. —
Doch nah ich, das Gespräch verstumm'!
Dies sei das einzige, worum
ich dich hiermit gebeten . . .

Dieser Skating-Ring hat für die Geschichte der deutschen Kunst eine gewisse Bedeutung gehabt. Der junge, noch völlig unbekannte Max Klinger ist zu seinem Zyklus Radierungen „Der Handschuh" durch eine schöne Havanesin, der er einen Handschuh aufheben durfte, die aber den wild aussehenden rotbärtigen Jüngling nicht weiter beachtete, angeregt worden. Sie lief dort unter dem Schutz zweier übereleganter Brüder, deren weite Hosen, die die Stiefel fast bis zur Spitze bedeckten, tief ausgeschnittene Kragen, flatternde Papillonkrawatten ich neidisch be-

wunderte. Als Dandy ihnen noch überlegen war ein Mitglied der portugiesischen Gesandtschaft, der spätere Intimus Eduards VII., Marquis von Soveral, seines nach dem Rasieren blauschimmernden Gesichts wegen „der blaue Affe" genannt. Er kam einmal mit einem ganz besonders auffallenden Schlips in den Unionclub. Man fragte ihn, ob man das denn jetzt trüge. „Nein", erwiderte er stolz, „on le portera!"

Eine zweite Rollschuhbahn, die aber, namentlich abends, nichts weniger als exklusiv war und die wir Jungens natürlich nicht besuchen durften, war in der Bernburger Straße. Sie wurde später zur Philharmonie umgebaut.

Mein Vater war sehr stolz darauf, daß in unserm Haus kein „Berliner Zimmer" war. Uns Kindern fehlte jedoch die „Galerie", der glasbedeckte Gang, der in den alten Häusern an ihm vorüber Vorder- und Hinterzimmer verband. Sie war ein wundervoller Spielplatz. Es dröhnte, wenn man auf ihr herumtrampelte. Da die Wohnung darüber und die Wohnung darunter auch eine Galerie hatten, konnte sich niemand über den Lärm beschweren. Unser neues Haus hatte eine angestaunte Neuerung: Zentralheizung. Damit fiel die Ofenröhre weg, in der man so schön Äpfel braten konnte. Bratäpfel schmecken nur,

wenn sie in einem Ofenrohr gebraten und aufgeplatzt sind. Das Haus hatte mehrere Badezimmer. Das war ein völlig ungewohnter Luxus.

Mit der Rückwand stießen die Häuser der Voßstraße an den Garten des Reichskanzlerpalais. So schreibe ich wenigstens. Wir sagten natürlich, an Bismarcks Garten! Und wenn ich mich gehen lasse, sage ich es noch heute. Beugte man sich aus dem letzten Korridorfenster heraus, konnte man ihn manchmal mit seiner Dogge, dem „Reichshund" Tyras, herumgehen sehen. Aber man durfte sich nicht blicken lassen. Wurde man abgefaßt, kam ein Rüffel. Jedoch die staunende, bewundernde Neugierde war stärker als alle Verbote. Aber später! Einmal wollte unser Diener unserer Köchin Wilhelm II. und Bülow zeigen. Sie lehnte es unwirsch ab: „Wejen die beeden? Ick habe mehr zu tun!"

Beim Heraussehen aus den Vorderfenstern bekam man Anschauungsunterricht zum Mißbrauch des Eigentumsrechts. Ein ganz schmales Stück auf der gegenüberliegenden Seite gehörte der Voßstraße-Gesellschaft. Wollten die Anlieger auf dem Leipziger Platz ihre Häuser ausbauen und Fenster nach der Voßstraße herausbrechen, so mußten sie von ihr einen ein paar cm breiten Streifen kaufen. Sie

forderte aber einen so ungeheuerlichen Preis, daß ein Zaun stehen blieb, der erst nach einem halben Jahrhundert durch den Neubau von Wertheim beseitigt worden ist. Man sieht solche „Masken", wie es die Baulöwen nannten, übrigens jetzt z. B. in der Bismarckstraße. Ich fand diese Ausnutzung des formalen Rechts gemein. Vielleicht hat dieses böse Beispiel dazu beigetragen, mein Interesse an der bodenreformerischen Bewegung zu wecken.

Mein Vater hatte in dem als Familienhaus gedachten Bau die Parterrewohnung für eine sehr viel jüngere Schwester meiner Mutter bestimmt. Vielleicht war ihre Erzählung über eine Romreise der erste Anlaß meiner Skepsis gegenüber deutscher Weltpolitik. Als Pius IX. bei einer Audienz festgestellt hatte, sie käme aus Deutschland, äußerte er: „C'est un pays qui marche vite"— und nach einer kleinen Kunstpause —„peut-être un peu trop vite." Sie starb allzu früh. Ich verlor in ihr meine beste Freundin, die für alles, was ich tat, volles Verständnis hatte. Auch wenn ich das, was ich tat, besser unterlassen hätte. Nur einmal war sie sehr, sehr böse auf mich. In Aix les Bains bevorzugte mich die Tochter eines amerikanischen Trustmagnaten in unverkennbarer Weise. Ich liebte aber dringend anderweitig. Meine Tante war sehr empört, daß ich mir diese Heiratschance entgehen ließ. Sie hat es leider

nicht mehr erlebt, wie ich anderweitig in einer Ehe ohne Dollars und ohne Rolls Royce sehr gut gefahren bin.

Ihr Mann genügte vollauf dem Rufe seiner Familie, die häßlichste seiner Vaterstadt Königsberg zu sein. Seine Kunst zu plaudern, seine musikalische Begabung, sein einschmeichelndes Organ machten ihn Frauen trotzdem noch sehr gefährlich, als er schon fast erblindet war. Meine Tante liebte ihn abgöttisch. Sie wies lächelnd alle „Kurmacher", wie man damals sagte, ehe das englische „Flirt" Bezeichnung für Wechsel wurde, die die Frau ohne die Absicht, sie einzulösen, ausstellt, ab. Nachdem ihr Mann sein und ihr Vermögen frivol verspekuliert hatte, zog das Ehepaar in die Schweiz, der Zuflucht aller derjenigen, die mit geringem Einkommen ein noch einigermaßen behagliches Leben führen wollten. Meine Tante hielt auch dort den Kopf oben. Sie behauptete kühn: „Dritter Klasse fährt es sich ebenso gut wie erster Klasse." Ihr Mann meinte aber, er fahre dritter Klasse, weil er es müsse. Gut fahre es sich nur in der ersten Klasse. Mein Onkel hatte Recht, meine Tante aber auch: „Si on n'a pas ce qu'on aime, il faut aimer ce qu'on a."

Infolge der Abreise meiner Verwandten wurde die für sie bestimmte Wohnung vermietet. Ein merkwürdiger Mieter war ein englischer Botschaftsrat Lewison Gower. Er war

ein Luftfanatiker. Aus dem großen Tanzsaal machte er z. B. sein Schlafzimmer. Sein Nachfolger beklagte sich darüber, daß es überall zöge. Nach längerem Suchen fand man endlich die Ursache: er hatte in alle Fenster kleine Luftlöcher bohren lassen.

Sein Vorgänger war ein russischer Legationsrat Baron Mitja Benckendorff gewesen. Es ist bei ihnen äußerst amüsant zugegangen. In einer lauen Sommernacht, so gegen 4 Uhr morgens, stiegen Einbrecher durch ein offenes Fenster ein. Zu ihrem Schrecken standen sie plötzlich vor einer großen Bac spielenden Gesellschaft. Die Ehe ging später in die Brüche. Benckendorff mußte ungeheurer Schulden und besonderer Neigungen wegen den Dienst quittieren. Er soll aber, bald wieder in Gnaden aufgenommen, in der näheren Umgebung des Zaren kriegshetzend eine Rolle gespielt haben. Die Baronin endete in Paris durch Selbstmord. Die große Feindin der Sarah Bernhardt, Marie Colombier, hat ihre Abenteuer zu einem Roman „Le Pistolet de la petite Baronne" verarbeitet, der zum Teil in unserem mit poetischer Lizenz geschilderten Hause spielt. Sie ist mir in ganz besonders angenehmer Erinnerung geblieben. Sie pflegte, allen Neckereien meines Vaters zum Trotz, bei offenem Fenster zu baden. Selbstverständlich bezwang ich trotz aller Verbote meine Neu-

gierde nicht und sah in jenes Badezimmer herunter, so oft sich, trotz strenger Aufsicht, die Gelegenheit bot. Es war eine Jugendsünde, die ich auch heut noch nicht bereue.

VOM WILHELMPLATZ ZUM PARISER PLATZ

Schauer der Verehrung umwehten das Reichskanzler-Palais und das Auswärtige Amt. Der Nimbus blieb auch noch lange, nachdem Bismarck weggejagt worden war. Mit ehrfürchtigen Blicken folgte man den Männern, die das Portal durchschritten. Auch wenn es nur ein sehr junger, sehr eleganter Herr war, der sich noch ein paar Augenblicke auf der ersten Treppenstufe sonnte. Mit dem blitzenden Monokel im Auge. Die schwarzgeränderte Intellektuellenbrille — stammt sie aus China oder Amerika oder ist Goya ihr Vater? — war noch nicht erfunden.

Besonders stolz war man, wenn man einen der Herren grüßen konnte. Den Geheimrat v. Rottenburg z. B., von dem wir wußten, daß er für Bismarck Tag und Nacht erreichbar sein mußte, so daß er, wenn er Diners oder Gesellschaften besuchte, seine Adresse zurücklassen mußte. Herrn v. Mühlberg, zuletzt Gesandter am päpstlichen Stuhl, auch einer der nächsten Mitarbeiter des Fürsten, erkannten wir schon von weitem, an den zwei großen

weißen Barsois, russischen Windhunden, die ihn begleiteten.

Dem jetzt so viel genannten Herrn v. Holstein suchte ich aus dem Wege zu gehen. Von seiner Bedeutung hatte ich natürlich keine Ahnung, obwohl schon damals etwas Geheimnisvolles den Mann mit der großen dunklen Brille umgab. Er pflegte mich anzusprechen und über alles Mögliche, natürlich nicht über Politisches, auszufragen. Es ist mir bis heute nicht klar, was ihn zu diesen Unterhaltungen veranlaßte. Wohl sein Wunsch, über alles, was in Berlin vorging, auf dem laufenden zu sein, und er vermutete von mir noch keine diplomatische Zurückhaltung. Ein junger Student oder Referendar weiß die Ehre wohl zu würdigen, mit einem großen Herrn zu sprechen. Aber es bleibt immer eine Verlegenheit. Hier war es mir ganz besonders peinlich. Ich jagte meist im letzten Augenblick nach Hause. Wenn Holstein mich angesprochen hatte, kam ich zu spät zu Tische. Unpünktlichkeit konnte mein sonst sehr nachsichtiger Vater gar nicht vertragen. Ähnlich wie mir, der ich die Bedeutung eines Gespräches mit Holstein verkannte, ging es einem meiner Freunde, dem Sohn des Senatspräsidenten Wiener vom Reichsgericht. Es langweilte ihn schrecklich, auf Spaziergängen in Sils Maria philosophischen Gesprächen

seines Vater mit einem Wandergenossen zuhören zu müssen. Dieser Fremde war Friedrich Nietzsche! „Si jeunesse savait", kann auch hier gesagt werden. Mein Freund hat mir übrigens erzählt, daß sein Vater schon damals Schreiben von Nietzsche bekam, die mit „Dionysos" unterzeichnet waren.

Bismarck ging nur selten schweren Schrittes durch die Straßen. Öfters traf man ihn zu Pferde im Tiergarten. Die riesenhafte Gestalt stets in der Uniform der Halberstädter Kürassiere. Es will mir manchmal scheinen, als ob die kleinen „Hüter seines Erbes" nicht weiter als bis zu den Schäften seiner hohen Stiefel hinaufgeguckt haben.

Das Auswärtige Amt war wie das gegenüberliegende, jetzt gleichfalls niedergerissene Palais Radziwillscher Besitz gewesen. Der Name Radziwill klang melancholisch-romantisch; eine Prinzeß Radziwill war die Jugendliebe des alten Kaisers gewesen, der er aus Staatsraison hatte entsagen müssen. Die Palais hatten, wie manche andere noch in der Wilhelmstraße, eine Rampe. Erhalten ist sie nur vor dem Palais Wilhelmstraße Nr. 72, neben der jetzigen Residenz des Reichspräsidenten. Es wurde von den Prinzen Georg und Alexander bewohnt. Es hieß, die beiden Prinzen aus einer Nebenlinie des königlichen Hauses dürften nicht heiraten, um die Zivilliste nicht allzu sehr mit

Apanagen zu belasten. Was daran richtig war, weiß ich nicht. Die Prinzen waren eher Junggesellen geblieben, weil Alexander geistesschwach war und die Neigungen Georgs, eines feinsinnigen kultivierten Mannes, der viel Künstler um sich versammelte und der sich selbst, wenn auch nicht erfolgreich, als Dramatiker versucht hat, nach einer andern Richtung gingen.

An den Bauten Unter den Linden kann die Bauentwicklung Berlins verfolgt werden. Es gibt dort noch Proben des friederizianischen Stils, des Klassizismus, des bürgerlichen Etagenhauses der sechziger und siebziger Jahre. Nur von dem Protzenstil des Kurfürstendamms, des „Neuen Westens", ist Berlins repräsentative Straße verschont geblieben. Unter den Häusern der Südseite fällt Nr. 21 aus der Reihe. Das prächtige Treppenhaus aus der Nachschinkel-Zeit ist ebenso wie die friederizianische Fassade ziemlich erhalten, nur sind Läden in das Erdgeschoß gebrochen und von den vier Säulen des Portals leider zwei entfernt worden. Lange Zeit gehörte es meinem Großvater Marckwald. Später war zeitweise ein Nachtlokal in der ersten Etage. Es berührte mich eigentümlich, als ich in ihm das weiße runde Zimmer mit den Spiegeln und den Stuckverzierungen sah, von dem meine Mutter oft erzählt hatte.

Gänzlich verändert ist der Pariser Platz. Nur die zwei Häuser neben dem Brandenburger Tor sind erhalten. Dem früheren Palais des alten Wrangel und dem alten Hotel der französischen Botschaft braucht man allerdings keine Tränen nachzuweinen. Es waren recht häßliche graue langgestreckte Kästen, die sich wie Zwillinge geglichen hätten, wenn nicht auf dem Wrangelschen Palais ein Ulan mit eingelegter Lanze als Wetterfahne angebracht gewesen wäre.

Französischer Botschafter war lange Zeit Herbette. Sein Sohn wurde in Berlin erzogen, ist aber ganz antideutsch eingestellt. Vielleicht ist er durch die Erinnerungen an die Jugendzeit beeinflußt worden. Herbette war der erste bürgerliche Botschafter hier. Die Hofgesellschaft konnte sich an Witzen über ihn nicht genug tun. „Herr Bett, Frau Bett und Kindbett" war noch das Harmloseste.

Wo jetzt das Hotel Adlon steht, stand früher das Palais des Grafen Redern. Der Erbe des alten Grafen, ein typischer Verschwender, hatte die ungezählten Millionen seines nicht sehr ausgebe-freudigen Onkels überraschend schnell klein bekommen. Das Haus mußte verkauft werden, und so fiel auch dieser Bau Schinkels.

An das gegenüberliegende Haus Nr. 78, das erst nach dem Kriege umgebaut worden ist, knüpften sich für mich

Erinnerungen mannigfacher Art. Den ersten Stock bewohnte der Geheime Kommerzienrat Helfft, Inhaber des schon 1793 gegründeten Bankgeschäfts. Es gehörte einem nicht sonderlich gut beleumundeten Bankier P., der uralt wurde. „Er ist schon lange tot", witzelte man, „aber er ist so grob, daß sich niemand traut, es ihm zu sagen." Hier hatte ich meine erste Tanzstunde! Erste Tanzstunde! Seliges Erwarten und Verlegenheit. Natürlich fand ich hier meine erste Liebe. Das heißt, meine allererste Liebe war es eigentlich nicht. Als sechsjähriger Junge bewunderte ich, von den Erwachsenen wohlwollend belächelt, jene rötlich blonde Frau, deren Schicksal Fontane den Stoff zu seiner „L'Adultera" gegeben hat. Nach einem halben Menschenalter sah ich sie in der Stadt wieder, die ihre neue Heimat geworden war. Sie sprach nur von ihren zahlreichen Kindern und trug noch immer die Mode von damals: Longshawl und Zugstiefeletten. Aber man sagte mir, sie sei restlos glücklich.

Über Helffts wohnte die Familie v. Prillwitz. Prillwitz war der Sohn des Prinzen August von Preußen aus einer morganatischen Ehe mit einer schönen Jüdin, Fräulein Ahrens. Seine Gattin, ein Fräulein v. Moltke, war eine der „Drei Schwestern", die einmal eine politische Rolle gespielt haben, wenn man dem damals vielbesproche-

nen Buche „La Société de Berlin" Glauben schenken will. Das Prillwitzsche Haus galt als außerordentlich lustig. Französische Journalisten haben sehr häßliche Dinge darüber erzählt. Ich weiß nicht, wieviel daran Wahres ist. Ganz alltäglich ging es aber dort sicher nicht zu. Den Prillwitzschen Kindern wurde erlaubt, in die Helfftsche Wohnung zu kommen, als die Prillwitzsche Wohnung umgebaut wurde. Unter der Bedingung, irgend etwas mitzubringen, womit sie sich beschäftigen konnten. Sie erschienen mit einem Haufen gebrauchter Karten und spielten Bac. Der eine Sohn, Arthur, gehörte lange zu den bekanntesten Typen Berlins. Sehr groß, sehr schlank, sehr aristokratisch, nur die Hakennase zeigte das Blut der Großmutter. Er war ebenso leichtsinnig wie gutmütig und von einer solchen Stärke, daß er nicht ohne Erfolg mit den Ringern „hakeln" konnte. Thöny und ich haben ihn einmal eine ganze Nacht gesucht und ihn endlich in irgendeiner Bar aufgetrieben; Thöny hat seinen Typus dann im „Simplizissimus" verewigt.

Gestört wurde der Gesamteindruck des Pariser Platzes durch das von Ihne gebaute Haus des „Kohlenkönigs" v. Friedländer-Fuld. Ihne hatte das unbestreitbare Verdienst, zuerst Wohnräume nach englischem Muster behaglich und hygienisch gestaltet zu haben. Seine Fassa-

den reizten aber zum Gähnen. Leider erfreuten er und seine Frau, eine schöne Italienerin, sich der besonderen Gunst Wilhelms II. Marstall, Staatsbibliothek und das zum Ausstellen von Bildern gänzlich ungeeignete Kaiser-Friedrich-Museum waren das unerfreuliche Ergebnis. Während Ihne auf dem Pariser Platz schalten durfte, wie er wollte, erinnerte man sich plötzlich der Forderung künstlerischer Einheitlichkeit, als Max Liebermann auf dem Dache seines Hauses ein Atelier aufsetzen wollte. Es ist nach vielen Schwierigkeiten doch gebaut worden. Jeder, der den Platz überschreitet, kann sich davon überzeugen, daß es nicht im geringsten stört. Aber Max Liebermann führte die Maler jener Richtung, gegen die Wilhelm II. nun einmal die Antipathie hatte.

VON EINIGEN HÄUSERN UND IHREN BEWOHNERN

Will man das Berlin der siebziger und achziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstehen, so muß man es sich als eine ausgedehnte Provinzialstadt vorstellen, nicht einmal als Großstadt. Das wurde schon durch die polizeilichen Bevormundungen an allen Ecken und Kanten gehindert. Es war z. B. streng verboten, im Theater ein Couplet mit-

zusingen, und wehe dem jungen Paar, das im Café versucht hätte, nach den Klängen eines Walzers zu tanzen. Weltstadt wurde es auch später noch nicht. Trotz des starken Fremdenverkehrs, trotz des berühmten Nachtlebens nicht. Und obwohl Engländer, des „Palehs", des weltberühmten Palais de danse wegen gewissermaßen zum erotischen Weekend herüberkamen. „The City without night" lautete einmal die Überschrift in einer amerikanischen Zeitung. In keiner andren Stadt gab es ein Lokal, das Tag und Nacht geöffnet war, wie das von Anton v. Werner mit Fresken geschmückte Café Bauer. Wenn es sich doch entschließen mußte, Silvester um Mitternacht zu schließen, so geschah es nur, um die Spiegelscheiben an der Ecke Linden und Friedrichstraße vor besonders ruppigem Treiben zu schützen. Aber was ist Weltstadt? Ich erlebte den Begriff in London, als ich sah, daß unter den Obdachlosen, die auf den Stufen zum Denkmal auf Trafalgar Square die Nacht verbringen wollten, auch ein grauhaariger alter Neger war.

Berlin war auch keine historische Stadt. Empfunden habe ich die historische Stadt nicht einmal in Rom. Dort klafft zwischen Antike und Epoche der Päpste ein zu großes Loch. Eher schon in Konstantinopel. In der Hagia Sophia scheinen unter dem Weiß der Wände der Moschee

die Bilder Christi immer wieder durch. „Deine Zeit ist noch nicht gekommen, Prophet!" sagte der Sultan Abdul Aziz, als er die Fresken wieder einmal überstreichen lassen mußte. Empfunden habe ich die historische Stadt in Paris im Cluny-Museum. Dieses ehemalige Kloster steht auf den Thermen des Palastes der römischen Stadthalter. Von hier zog Julianus Apostata zum vergeblichen Kampf gegen den Galiläer aus. Seitdem hat Lutetia Parisiorum ohne Unterbrechung am Strome der Weltgeschichte gelegen.

Berlin war die Hauptstadt eines armen Landes. Es ist fern von den großen Zentren des Weltverkehrs auf kargem Boden gewachsen. Verwegenheit, Tüchtigkeit und Arbeitsenergie seiner Bewohner machten es zu dem, was es ist. Imponieren läßt sich der Berliner daher so leicht nicht. Und an die Krone fahren auch nicht. „Ick jehe jedem aus dem Weje, aber ick verlange, daß mir ooch jeder aus dem Weje jeht!" Da Natur ihm nichts freiwillig in den Schoß wirft, muß er stets auf dem „qui vive" sein, wo etwas los ist. Meine Großmutter und eine ihrer Schwägerinnen waren eines Morgens zur großen Aufregung der Familie verschwunden. Sie hatten es für unbedingt erforderlich gehalten, mit der eben eröffneten Bahn nach Potsdam zu fahren. Im allgemeinen meiden brave Bürgersleute

Menschenansammlungen, die Berliner nicht. Sie müssen „mitten mang" sein. Während der schlimmsten Revolutionstage, in denen vor unserem Hause in der Voßstraße, die alle Augenblicke durch Stacheldraht abgesperrt war, die Maschinengewehre standen, ließ sich meine doch schon recht betagte Mutter nicht abhalten, Spielzeug für ihre Urenkel zu kaufen. Auf unsere Vorwürfe über diesen Leichtsinn meinte sie ganz ruhig: „Es wurde doch grade nicht geschossen."

Weil der Berliner alles, was er geleistet hat, schwer hat erkämpfen müssen, mäkelt er gern an Fremdem. Nicht etwa erst seit Berlin Kaiserstadt geworden war. In einem Tagebuch, das meine Mutter als etwa 14jähriges Mädchen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der üblichen schweizerisch-italienischen Reise geführt hat, lese ich bereits: „Die Eisenbahn ist hier sehr schlecht organisiert" — es steht wirklich das neumodische Wort ‚organisiert' schon da — „man braucht sieben Stunden bis Venedig." Der überhebliche Stolz auf die eigene Stadt ist nun allerdings nicht spezifisch berlinisch. Der Pariser leidet mindestens ebenso daran. In Venedig sangen die Musikanten in den Gondeln, die die Touristen zuerst erfreuen, dann zur Raserei bringen, ein Spottlied auf die verschiedenen Nationen. Der Refrain für die Deutschen

war: „Kolossal, kolossal, kolossal!", für die Franzosen: „Paris, Paris, Paris". Im Gegensatz zum Pariser meckert der Berliner auch über die eigene Stadt. Er nimmt es aber sehr übel, wenn Fremde etwas an ihr auszusetzen haben. Das Recht zum Tadel beanspruchen wir für uns allein. Als der Franzose Tissot in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sein Buch „Au Pays des Milliards" veröffentlichte, war man höchst entrüstet. Ich habe es jetzt wieder durchblättert. Es ist ein gehässiges Buch, aber was der Verfasser übelwollend kritisiert hat, war gesehen und nicht erfunden.

Berlins Bauten waren meist ärmlich und häßlich; die Straßen schlecht gepflastert. Die Linden zeigten ebensowenig wie der Pariser Platz Rasen und Blumenschmuck; zwischen den ungleichen Steinen wucherten Grashalme. Die Rinnsteine liefen nach starken Regengüssen über.

Der zunehmende Reichtum gebar Widerstand gegen die Schmucklosigkeit der Häuserfassaden. Die Reaktion schoß über das Ziel hinaus. Selbst der Klassizismus galt als zu ärmlich. So übertrug man zwar die Barockkolonnaden, die aus der Königstraße des Verkehrs wegen weichen mußten, vor den Neubau des Kammergerichts, die Figuren der Herkulesbrücke an das Lützowufer. Man duldete aber z. B., daß der schlanke Säulenvorbau eines der Restau-

rants in den Zelten abgetragen wurde. Wilhelm II. „verschönerte" den Zuschauerraum des Schauspielhauses zu einer Bonbonnière; nur das Foyer läßt noch die stille Einfachheit des Schinkelbaues ahnen.

Das, was bis in die neunziger Jahre hinein gebaut wurde, war reicher. Es zeigte zwar keinen eigenen Stil, war aber wenigstens nicht aufdringlich geschmacklos. Im Innern wiesen die Häuser allerdings große Fehler auf. Zwei bis drei schöne Vorderzimmer, ein dunkles sogenanntes Berliner Zimmer als Eßzimmer; viel zu kleine Hinterzimmer als Schlafzimmer. Zu den Bauten, die in dieser Zeit Aufsehen erregten, gehörte in erster Linie das „Bunte Haus" Pringsheims in der Wilhelmstraße 67. Mit den Glasmosaiken Anton v. Werners am Dachfirst. Aus dem Hause wurde dann eine Bank, später war es eine Zeitlang das Heim der „Deutschen Gesellschaft 1914".

Das Nebenhaus Nr. 66 gehörte dem später geadelten Bankier Krause. Es gab „Steinkrauses" und „Weinkrauses". Von den Weinkrauses sagte zu Glasbrenners Zeiten der Berliner Witz: „Wenn die olle Krausen auf den Markt kommt, steigen die Blaubeeren im Preise." Dann wurde das Borsigsche Palais Ecke Voß- und Wilhelmstraße gebaut. Als es fertig war, stellte sich heraus, daß es sich zum Wohnen nicht eignete. Es stand jahrelang

leer, abgesehen davon, daß eine Zeitlang Jagdausstellungen in ihm abgehalten wurden. Jetzt befindet sich eine Hypothekenbank darin. Niedergerissen ist das Nachbarhaus in der Wilhelmstraße. Der Fürst Pleß — seitdem er in Polen beheimatet ist, heißt er Fürst Bnin oder ähnlich — war der Besitzer. Man spricht soviel von der Internationale der Finanz und des Proletariats, warum niemals von der Internationale des Hochadels einschließlich der Dynastien? Der Fürst Pleß hatte das Haus nach dem Muster französischer Schlösser mit Cour d'Honneur bauen lassen. Jeder Kamin hatte seinen stark ausgeprägten Schornstein. Im Volksmunde hieß es deshalb die „Schornsteinfeger-Akademie"! Dieser Spott war nicht berechtigt, eher schon die Entrüstung darüber, daß er es nicht nur von einem französischen Baumeister entwerfen, sondern auch von französischen Handwerkern ausführen ließ.

Allerdings war das Berlin der siebziger Jahre weder was Geschmack, noch was Sorgfalt der Ausführung betraf, auf der Höhe. Mein Großvater pflegte zu sagen: „Die Zempelburger Juden sind die schlimmsten, aber die Berliner Ouvriers sind noch schlimmer!" Ich weiß bis heute noch nicht genau, wo Zempelburg liegt. Ich habe nur gehört, daß der Rabbiner dort die Frommen in der Synagoge warnt, beim Gebet die Augen allzu lange niederzuschlagen,

weil die Gemeinde für keinen Verlust durch Diebstahl aufkomme. Es soll auch dort keinen Friedhof geben, weil alle, die ein Anrecht auf einen schönen Platz da hätten, im Zuchthause der Nachbarstadt sterben.

Was mein Großvater über die Handwerker sagte, galt für die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Aber es stimmte auch noch für die siebziger Jahre. Preußen war durch die napoleonischen Kriege und die Freiheitskriege völlig ausgesogen. Man hatte zu oft versuchen müssen, den Schein auf Kosten der Reellität zu wahren. Das Urteil über die deutsche Abteilung in der Weltausstellung in Philadelphia: „Billig und schlecht", ist dem deutschen Reichskommissar Reulaux 1876 sehr verübelt worden. Er hat unter den meist sehr häßlichen Angriffen sehr gelitten, weil er wußte, daß er im wesentlichen recht hatte. Deutschland war arm. Nachdem es unverhofft ein großes Reich geworden war, durfte es nichts kosten und sollte doch nach etwas aussehen. Wie heißt der bekannte Reim von Rideamus über die Hochzeitsgeschenke?:

„Dieses hier von Schwager Pinkus,
Er sagt Bronze, ich sag' Zinkguß."

Der Siegestaumel militarisierte noch dazu den Geschmack. Man machte allzu viele Briefbeschwerer aus

Kanonenkugeln. Man benutzte die Helden des Krieges zum Zierat auch dort, wo es gewiß nicht hinpaßte. Als Kaiser Friedrich III. als Kronprinz an einem Jubiläumsessen einer süddeutschen Universität teilnahm, wurde ihm Eis serviert, das als Kopf des alten Kaisers geformt war. Er weigerte sich begreiflicherweise, eine Backe seines Vaters anzuschneiden und zu verzehren.

WAS MAN NICHT MEHR SIEHT

Eine der kleinen Sünden der Schulzeit war es, in der Pause schnell zum Bäcker herüberzulaufen und einen „Schusterjungen", ein kleines rundes dickes, mit Mehl bestreutes Roggenbrötchen zu kaufen. Die Bäckerei existiert noch, aber was ein Schusterjunge ist, weiß man dort nicht mehr. Eine zweite Ausschweifung war, bei einer hübschen Mamsell, einer „kohlensauren Jungfrau", in einer Selterwasserbude ein Glas Selter mit Himbeer für einen Groschen zu trinken.

Durch schreiende Reklame überholt sind die gereimten Annoncen eines besseren Ramschgeschäftes in der Leipziger Straße, „der Goldenen Hundertzehn", in dem man vielleicht die Urzelle des Berliner Warenhauses finden kann.

Ganz Berlin freute sich der Verse, in denen die Frau des Inhabers die politischen und gesellschaftlichen Vorgänge zu der Aufforderung zuspitzte, z. B. „Kaisermäntel" (Ulster mit quergestellten Brusttaschen, in denen man die Hände wie in einem Muff vergraben konnte) zu kaufen. Ein Beispiel:

Nette Brüder

Jetzt kriegt selbst Boulanger, is det wohl schöne?
Trotz der Pariser doch schon kalte Beene.
Was nutzem ihm nu die Radautrompeten
Uff die er blies? Denn schließlich ging er flöten,
Und trotz der Weltausstellung spitzt sich nu
Die Lage drüben wirklich eklig zu. —
Die Sache wird noch drüben ville spitzer
Und schließlich wählen sie sich „Jack den Schlitzer"
Zum Herrscher, denn sie können den bloß leiden,
Der es versteht, recht gräßlich aufzuschneiden.
Wenn das so fortgeht, ach du meine Jüte,
Dann steht ganz Frankreich nächstens uns zur Miete.
Das wäre hübsch — denn in die Tuilerien
Wird gleich die Goldne Hundertzehne ziehen
Und kleidet — dieser Witz ist ganz enorm —
Ganz Frankreich nach der deutschen Uniform.

Im Berliner Straßenbilde fehlen die Spreewälderinnen in der malerischen wendischen Tracht: dicke weit abstehende rote wollene Röcke, bunte farbige Seidenschürzen und große weiße Flügelhauben. Dazu gehören weiße Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Beim Kirchgang in ihrer Heimat nach dem Dorf Burg gehen sie bei Regenwetter bis zum Dorfanfang mit nackten Füßen. Die Strümpfe ziehen sie erst an, wenn sie sich der Kirche nähern.

Der Spreewald lieferte seit alters her die Ammen für Berlin. Warum grade die Wendinnen für diesen Beruf bevorzugt werden, weiß ich nicht. Ein Spreewälder wurde einmal gefragt, ob seine Töchter schon verheiratet seien. Er verneinte es. Zwei von ihnen seien aber brav, sie seien schon Ammen in Berlin; mit der dritten sei jedoch nicht viel los, sie wolle nicht heran. — Schon vor dem Kriege war sehr eitlen Müttern die Spreewälder Tracht nicht mehr apart genug. Den braven deutschen Mädchen wurden die Hauben der französischen „Nounous" mit ihren langen herabhängenden Seidenbändern aufgestülpt. Dieser Import ist wieder verschwunden. Jetzt sieht man eine Art Schwesterntracht, so ein Mittelding zwischen russischer Nonne und englischer Nurse. Irgendwie paßt sie nicht nach Berlin. Sie ist aber sehr kleidsam und lockt, namentlich,

wenn sie recht kurz ist und sich die Trägerin der Bedeutung des Lippenstiftes und des Puders bewußt geworden ist.

Ist die Spreewälderin dem Snobismus wohlhabender, aber noch nicht bodenständiger Schichten zum Opfer gefallen, so ist der durch Bild und Schrift berühmt gewordene Schusterjunge von der Technik verschlungen worden. Wie soll der Schuhmacherlehrling noch Stiefel austragen, wenn unindividuelle Ware fertig im Laden gekauft wird? Der Schusterjunge war seit Urväter-Zeiten Prototyp des Berliners. Nachdem die Hedwigskirche gebaut worden war, wurde der Alte Fritz gebeten, Prozessionen zu gestatten. Er selbst habe nichts dagegen, meinte er, aber die Teilnehmer müßten selbst sehen, wie sie mit den Schusterjungen fertig würden. Im August 1835 gärte es unter den Berliner Spießbürgern. Als man ihnen gar verbot, zu Königs Geburtstag Feuerwerkskörper auf den Straßen abzubrennen, entlud sich der Unmut gegen die Polizei. Man fürchtete Wiederholung der Unruhen beim Stralauer Fischzug. Da erschien ein Plakat: „Wegen Unpäßlichkeit des Schusterjungen Herrn Friedrich Schulze kann die große Revolution nicht stattfinden!" Dieser Scherz, der ein wenig an die Parodie der Heeresberichte des Generals Cadorna von der Isonzofront erinnert:

„Wegen Regenwetters findet die Schlacht im Saale statt", hat viel dazu beigetragen, daß alles ruhig blieb.

Schusterjungengeschichten, die den richtigen Berliner zeigen, gibt es von jeher. Als Marcus Herz nach Berlin kam, hatte er einen Pantoffel verloren und bestellte sich einen Ersatzschuh. Herz schalt, er sähe nicht ganz aus wie das Muster. Der Schusterjunge aber entwaffnete ihn: „Mein lieber Herr, wissen Sie nicht, daß es auf der Welt nicht zwei Dinge gibt, die ganz gleich sind?" — Ein Schusterjunge trifft eine sehr junge Dame, der man ansehen kann, daß sie die Bevölkerung Berlins demnächst vermehren wird. Er ruft ihr zu: „Auch schon Braut, Fräuleinchen?" — Ein Schusterjunge pfeift einen Gassenhauer. So nannte man das, was man später „Couplet", in der artistischen Epoche „Chanson" hieß und was sich heut unter dem Supremat des Wirtschaftlichen „Schlager" nennt. Beflügelt durch die Melodie, pfeift ein Herr mit. Der Schusterjunge dreht sich entrüstet um und ruft energisch: „Fangen Sie sich ihre Lieder alleene an!"

Verschwunden aus dem Straßenbild die Mausefallenhändler: „Ratzefallen dibumdibum". Das ist gut. Die kleinen slowakischen Jungens, die in Berlin ungefähr die Rolle spielten wie die kleinen Savoyarden mit den tanzenden Äffchen im alten Paris, wurden von ihren Unternehmern

furchtbar mißhandelt, wenn sie nicht genug Geld heimbrachten. Dagegen vermisse ich die herumziehenden Scherenschleifer. Sie gingen mit Messer und Schere nicht immer sehr pfleglich um, aber man hatte doch wenigstens scharfe Instrumente im Hause. Jetzt muß man in einen Laden gehen, ein nettes Fräulein erklärt freundlich, aber energisch: So in 14 Tagen könne man die Scheren abholen. Wer hat dazu Lust?

DROSCHKENKUTSCHER

An anderer Stelle habe ich schon erwähnt, daß die Zahl der Luxusfahrzeuge in Berlin sehr klein war. Der Versuch eines Unternehmers, mit schnellen Juckern bespannte, unnumerierte Wiener Fiaker einzuführen, scheiterte daran, daß Wilhelm II. den Offizieren verbot, diese „liederlichen Gespanne" zu benutzen. Im allgemeinen begnügten sich auch sehr reiche Privatleute mit Mietsfuhrwerk. Zum mindesten stellten die Vermieter Beeskow oder Veit die Pferde. Selbst das Fuhrwerk Bismarcks, der doch in seinen jungen Jahren sehr viel auf standesgemäße Lebensführung gab, war von einer sogenannten Doktorkutsche nicht zu unterscheiden.

Natürlich kannten wir als Jungen die Hofequipagen. Die mit dem ganz tiefen braunlakierten Kasten war

die der Kaiserin Augusta, die auf ihrem Rollstuhl in sie hineingeschoben wurde. Wir liefen, wenn sich eine blaulackierte näherte, um die Prinzessin Friedrich Karl und ihre schönen Töchter zu grüßen. Der alte Kaiser fuhr meist allein in einem niedrigen russischen Wägelchen, dessen schwarzen langschwänzigen Orlow-Traber ein russisch livrierter Kutscher lenkte. Wagen, Pferd, Kutscher, der graue Mantel des Kaisers Geschenk des Zaren. Ebenso wie die Malachitvasen und die Lapislazulitische in den Potsdamer Schlössern, wie die zwei Roßbändiger, der „verhinderte Fortschritt" und der „beförderte Rückschritt", vor dem Berliner Schloß. Es war die Zeit der traditionellen Freundschaft der beiden Herrscherhäuser, die allerdings auf russischer Seite allzu gönnerhaft war.

Höfische Pracht des 18. Jahrhunderts lebte bei der Auffahrt zu den großen Hoffestlichkeiten, wie Neujahrsempfängen, Ordensfesten usw. wieder auf. Da gab es à la Daumont bespannte Viererzüge mit Vorreitern und die Prunkkarossen der Botschafter und Gesandten. Die Kutscher saßen wie zur Zeit Ludwigs XIV. auf hohen Böcken, Dreispitze auf den gepuderten Köpfen. Hintenauf standen Lakaien mit Perücken in überaus farbigen Livreen.

Ganz schlimm war es um das öffentliche Fuhrwesen bestellt. „Was ist schneller als ein Gedanke?" — „Ein

Berliner Droschkengaul. Du denkst er fällt, und da liegt er schon." Allerdings waren sie billig. 60 Pfennige die einfache, eine Mark die doppelte Fahrt. Als dann die Droschken „erster Klasse" eingeführt wurden, die einfache Fahrt 1 Mark, die doppelte 1,50 Mark, lehnten die sparsamen Leute sie als zu teuer ab. Den alten Moltke konnte man häufig in einer „alten Droschke" sitzen sehen, während ihre Benutzung, ebenso wie die der Pferdebahn, Offizieren verboten war. Die Uniform kam dort mit dem Pöbel in zu enge Berührung. Um diese Gefahr zu vermeiden, mußte später auch in der Untergrundbahn, der „Bazillenkutsche", wie in seiner Angst vor Ansteckung Wilhelm II. das von Millionen benutzte Verkehrsmittel bezeichnete, eine zweite Klasse eingeführt werden.

Der Berliner Droschenkutscher „zweiter Jüte", eingehüllt in seinen doppelten und dreifachen Mantel, mit seinem nicht immer glänzenden Lackzylinder mit der Blechnummer, wußte, daß er doch einmal ankam, selbst wenn es noch so lange dauerte. Als der verstorbene Reichsgerichtspräsident Simson einmal schalt, daß es gar nicht vorwärts ginge, drehte sich der Kutscher um und sagte: „Wat schimpfen Sie, Herr Präsident? Sie fahren doch bloß einmal mit dem Zossen, ick aber alle Tage." Der echte alte Droschkenkutscher behandelte seinen Fahrgast väterlich,

wohlwollend. Mendelsohn bemerkte einmals, als er aufstieg, daß er sein Portemonnaie vergessen hatte. „For eine Mark fuffzig ist mir det Haus Mendelsohn jut." Meine sehr hübsche Tante B. fuhr eines Abends ganz alleine durch den Tiergarten. Plötzlich hielt der Kutscher, stieg vom Bock und sagte: „Det is aber leichtsinnig, Fräuleinchen, so alleene im Dunkeln. Sehn Se, ick bin ein anständiger Kerl, wenn aber nich?" schlug die Tür zu, stieg wieder auf und fuhr weiter.

Bei dem Warten auf Kunden am Halteplatz wurde der Droschkenkutscher Philosoph. Denkmäler wurden in Berlin für Zivilisten erst errichtet, wenn auch die unbekanntesten Generäle das ihnen zukommende Standbild hatten. Die besten Plätze waren daher schon vergeben, als Luther sein Monument erhielt. — Das Reformationsdenkmal sieht auf Geschäftshäuser, deren Firmenschilder grade keine neutestamentlichen Namen zeigen. Die Statue Melanchthons am Sockel zeigt deshalb wohl eine Stellung der Hände, die sich dieser Umgebung anpaßt. Aber das Denkmal steht neben der Marienkirche. Neben ihr steht ein kleines Kreuz. Berlins echtes Wahrzeichen, so unscheinbar es auch ist. Dort hatten die Berliner den Propst von Bernau in gerechtem Zorn erschlagen. Sie lehnten jede Sühne für das Verbrechen entschieden ab. Der Papst ging

mit seinen Forderungen immer mehr herunter. Jahrelang trotzten die Berliner dem großen Bann. Endlich nach fast dreißig Jahren einigten sich Stadt und Kurie auf dieses kleine Kreuz als Sühne. — Bei diesem Lutherdenkmal fuhr ich mit einem alten Droschkenkutscher vorüber. Er drehte sich um und sagte: „Mit dem Luther muß es damals so gewesen sein, wie jetzt mit Bebel."

Der richtige Berliner Droschkenkutscher war witzigen Worten zugänglich. Im Kriege wollte ich einmal vom Leipziger Platz nach Neukölln, oder, wie wir alten Berliner noch sagen, nach „Rixdorf" fahren, um einen verwundeten Kollegen zu besuchen. Kein Kutscher wollte fahren. Das war kein Wunder. Den ausgemergelten armen Gäulen standen die Knochen heraus, wie dem Klepper, an dem der Clown im Zirkus seinen Hut aufhängt. Endlich rief ich in meinem besten Berlinisch: „Glooben Sie, ick will zu meinem Vajnügen nach Rixdorf?" „Da haben Se recht, wo wollen Se da eijentlich hin? Aber leise, damit der Jaul det nich hört." Das war ein alter Witz, aber 1917 konnte man mit dem besten Willen nicht mehr verlangen.

Die geborenen Feinde der Droschkenkutscher waren die Rollkutscher. Prachtvoll war ihr Pferdematerial. Percherons oder wohlgenährte belgische Pferde. Die großen Lastwagen kamen noch langsamer vorwärts als die

Droschken. Dazu kläffte auf ihnen äußerst aufreizend irgendein Spitz. Es entspannen sich homerische Redeschlachten, an denen sich alles ringsherum beteiligte. Bis zu dem „Rollmops" herunter, dem kleinen Gehilfen des Rollkutschers. Der durfte nur andächtig zuhören. Letzten Endes löste sich alles in Wohlgefallen auf. Durch „Revokation und Deprekation", wie es ein Ehrengericht nennen würde. „Ochse? Ick soll Ochse zu Dir gesagt haben? Wat denn. Dir nenn' ick noch lange nich Ochse! Ick kenn Dir ja janich!"

Auch die Pferdebahn — die erste und lange Zeit die einzige vom Kupfergraben nach Charlottenburg — konnte nicht grade als Schnellverkehr gelten.

„Ja ma fährt jemütlich auf de Pferdebahn,
Der eine Jaul, der zieht nich, der andre, der is lahm,
Der Kutscher kann nich fahren, der Kondukteur nich sehn,
Und alle fünf Minuten, da bleibt de Karre stehn."

Haltestellen gab es damals nicht, man hielt den Wagen an, wo man wollte. Die Pferdebahn fuhr alle Viertelstunde einmal. Und alle Stunden den Spandauer Berg herauf. Nur wenn dort Pferdemarkt war, fuhr sie öfter. Allererstes Material wurde auf ihm nun nicht angeboten: „Berliner Kind, Spandauer Pferd, Charlottenburger Wind, Sind alle drei nichts wert."

An Sonn- und Feiertagen vermittelten die „Torwagen" vom Brandenburger Tor ab den Verkehr nach Charlottenburg, ja bis nach Pichelswerder und nach Schildhorn. Vorausgesetzt, daß sich genug Fahrgäste einfanden. „Einsteijen, einsteijen, meine Herrschaften, eine lumpichte Person fehlt noch", rief der Kutscher. Man nannte die Wagen nach ihrem Unternehmer auch „Kremser". Er selbst oder ein Namensvetter von ihm tanzte einmal im Hause des Bankiers Schwabach mit der sehr häßlichen und unangenehmen Frau v. B. „Das kann auch nur ein Tor wagen!" sagte der witzige Gastgeber.

Die Torwagen waren die richtigen Wagen für Landpartien. 30 bis 40 Wagen, mit Girlanden und Lampions geschmückt, konnte man bisweilen zählen. Namentlich wenn Fabrikbesitzer mit ihren Arbeitern und Angestellten einen Ausflug unternahmen. Man fuhr „ins Jrüne", irgendwohin in den Grunewald. In die Nähe eines Lokals mit dem Schild:

Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Hier können Familien Kaffe kochen.

(Als Afrika populär wurde, witzelte man: „Hier können Kaffern Familien kochen.")

SCHUTZMANN UND LEUTNANT

Den Schutzmann, den alten, den mit der Pickelhaube, mochten ganz im Gegensatz zu dem jetzt so populären „Schupo" die Berliner gar nicht. Man nannte ihn „Polyp", die ältere Generation, wenn sie ganz böse war, „Konstabler". Es gab sonst ruhige Bürger, die bei seinem Anblick in sinnlose Wut gerieten. Dieser Zustand, dem meist eine Verhandlung vor dem Schöffengericht folgte, wurde mit dem Terminus technicus „Blaukoller" bezeichnet. Die Polizei war ebenso unpopulär, wie die Feuerwehr — die als Mädchen für alles überall rettend eingriff — beliebt war.

„Es kommt daher die Feuerwehr,
Um zu sehn, wo's Feuer wär',
Damit sie schnell dem Feuer wehr',
Ein Hoch der braven Feuerwehr!"

Woher kam diese Antipathie gegen die Polizei, die sich auch bei denen fand, die von ihr geschützt wurden? Zunächst mußte sie allzusehr für Ordnung sorgen. „Es ist verboten", soll bekanntlich ebenso preußischer Wappenspruch sein, wie das „Nec soli credit" oder „Suum cuique", von den Anti-Preußen übersetzt mit: „Nehmt jedem das Seine." Ich habe es Ausländern gegenüber, wenn auch ohne rechte Überzeugung, bestritten. Nicht immer

mit Glück. Amerikanische Freunde brachten mich in New York auf den Lloyd-Dampfer. Plötzlich zog mich einer mit Freudengeheul an die Reeling und zeigte mir am Pier, dort, wo die großen deutschen transatlantischen Dampfer lagen, eine Tafel mit der Inschrift: „Es ist verboten, hier zu baden!" Eine Idee, auf die dort wohl noch niemand gekommen war. Dagegen ist das namentlich von Engländern vielverspottete Verbot, den Rasen zu betreten, das, wie jedermann weiß, vom Berliner selbst in den aufgeregtesten Zeiten streng befolgt wird, begründet. Die Luft ist bei uns im Binnenland nicht feucht genug, als daß es selbst die berühmte Tiergartenmischung — ein Snob schrieb einmal nach England um „lawn" und wurde von dort auf sie verwiesen — auf die Dauer aushalten könnte. Aber es war zuviel verboten, und von den Schutzleuten, alten, an den Kasernenhofton gewöhnten Unteroffizieren, wurden die Verbote nicht immer grade sanft und höflich in Erinnerung gebracht. Was den Festgenommenen in der Abgeschlossenheit der Polizeiwachen nächtlicher Weile passierte, war allzu häufig nicht einwandfrei. Namentlich solange die beamteten Zeugen ihre Aussagen nicht individuell zu beschwören brauchten. Die Berechtigung, die Aussagen auf den Diensteid zu nehmen, begünstigte die Gedächtnisschwäche. Diese Art des

Schwörens wurde zuletzt geradezu zum Spott. „Einen auf den Diensteid nehmen" hieß so viel wie „einen hinter die Binde gießen." Trotzdem war es ungerecht, die Berliner Schutzmannschaft in ihrer Gesamtheit als roh und brutal zu brandmarken. Gewiß gingen sie z. B. bei Absperrungen häufig schärfer vor, als es angebracht war, und es sah nicht schön aus, wenn dabei die Berittenen die Hinterteile ihrer Pferde in das Publikum hineindrängten. Wer aber einmal die Pariser Sergeants de Ville an der Arbeit gesehen hat, bittet alles ab, was er jemals gegen die Berliner Kollegen gesagt hat.

Das Ärgernis kam von oben. Die Berliner hatten meist Pech mit ihrem Polizeipräsidenten. Vom Grafen v. d. Schulenburg, der nach der Schlacht von Jena sein „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" anschlagen ließ, bis zum Herrn v. Jagow, dessen Verbot einer sozialdemokratischen Demonstration gegen das Dreiklassenwahlrecht die gleichfalls geflügelten Worte: „Die Straße dient dem Verkehr" und „Ich warne Neugierige" enthielt. Dieses Verbot der Wahlrechtsdemonstration hatte einen Nachklang, der ihm sicherlich unerwünscht war. Die Sozialdemokraten schlugen ihm ein Schnippchen. Umzüge konnte er verbieten. Aber nicht verhindern, daß die Arbeiter im Sonntagsstaat mit Frau und Kind in losen

Gruppen sittsam spazieren gingen. Z. B. auch im Tiergarten. Der Berliner Westen war von den bösen Roten angenehm enttäuscht. Sie wollten ja gar nicht mit Knüppel und Ballonmütze Furcht und Schrecken verbreiten. Durch das von der Polizei verängstigte Berliner Publikum ging ein großes befreiendes Gelächter.

Einen gab es, an dem sich sogar die Macht der Polizei brach. Es war der Leutnant, den die „Fliegenden Blätter" mit wohlwollendem Spott neckten, den der „Simplizissimus" mit beißendem Hohn karikierte. Die Absperrung konnte noch so rigoros sein, der Leutnant durfte passieren. Dicht gedrängt standen die Massen auf dem Bürgersteig, eingeklemmt und von der Polizei bewacht. Er aber führte seine Damen über den menschenleer gemachten Fahrdamm. Er war die Blüte der Nation. Hoffähig, selbst wenn er nur bürgerlichen Blutes war, während es der Zivilbeamte erst in den höchsten Rangstufen wurde. Und auch dann hatte der Offizier immer noch den Vortritt vor der analogen Zivilrangstellung. Die Ehefrauen wurden aber nur hoffähig, wenn der Gatte von Adel war. Das hatte manchmal sehr komische Folgen. Die Frau eines unserer ersten Gelehrten konnte nicht mit ihm zu Hofe gehen, obgleich sie eine geborene „von" war. Erst als der berühmte Gelehrte auch geadelt wurde,

wurde ihr das Glück auch wieder zuteil, das sie vor der Ehe in ihrem Geburtsländle genossen hatte.

So spielte gesellschaftlich das Offizierskorps die erste Geige. In sich vielfach abgestuft natürlich, vom „ersten Regiment der Christenheit" in Potsdam bis zum „Backzahn" aus dem Provinzialinfanterieregiment mit der hohen Hausnummer. Biologisch mochte es richtig sein, daß nur in niedrigen Tiergattungen das Männchen im Farbenschmuck balzt, ästhetisch gesehen mochte als „Repoussoir" zu den farbigen Balltoiletten das schlichte Schwarz des bürgerlichen Fracks gehören. Aber die körperlich gut durchtrainierten Offiziere sahen wirklich besser aus als wir. Sie waren auch nicht so blasiert wie wir, oder wie wir wenigstens uns bemühten zu scheinen. Und wenn ein Vater seine allzu militärfromme Tochter neckte, er kenne den Besitzer einer Militäreffektenfabrik sehr gut, er wolle ihr jeden Tag eine andere Uniform ins Haus schicken lassen, so änderte es daran nichts, daß ihr Herz, wie das fast aller weiblichen Wesen, beim Anblick des „bunten Rockes" höher schlug, dessen Pracht noch nicht durch das schlichte Feldgrau ersetzt worden war. Sie lächelten vielleicht über die stehenden Fragen des nach Berlin kommandierten Leutnants: „Waren gnädiges Fräulein schon im Wintergarten?" Die Fragen enthüllten eine Verschiedenheit der

Lebensgewohnheiten, die den hellen Berlinerinnen nicht entging. Aber es war doch so kriegerisch, wenn beim scharfen Zusammenklappen der Hacken die Sporen klirrten. Kann man darüber spotten? Es muß irgendwie auf einem Naturgesetz beruhen, daß die Frau und nicht nur der Backfisch und das Dienstmädchen vom „doppelten Tuch" angelockt wird.

Väter aus reichen Bürgerhäusern schätzten die Offiziere als Schwiegersöhne meist weniger als die Töchter. Es hieß nur allzuoft Schulden vor der Hochzeit bezahlen. Ein sehr kluger Kaufmann hat mir allerdings einmal auseinandergesetzt, er zöge Offiziere vor. Die brächen wohl einmal nieder, aber die Summen, die er dann zahlen müsse, wären doch irgendwie abzuschätzen. Was aber ein kaufmännischer Schwiegersohn verhandeln könne, wäre gar nicht abzusehen. Die Verbindung zwischen „von" und „Fonds", wie man damals scherzte, lief oft nicht glücklich ab. Aber auch wenn alles gut ging, das heißt wenn die Ehe so hinklapperte, wie so viele Ehen, hatten es die hübschen, gut erzogenen Mädchen aus Kaufmannsfamilien wirklich nötig, sich erst unter den strengen Augen der Kommandeuse eine Stellung in einem Regiment zu erkämpfen, in dem sie Herkunft und Geldbesitz verdächtig machten?

Die Träger der Uniform waren nicht etwa die einzigen,

die ihre Männlichkeit als Aktivposten in ihre Bilanz einstellten und dann manchmal, wenn sie ihr Kredit und Debet ausgleichen wollten, weil sie mußten, mit Schrecken sahen, daß sie von ihnen zu hoch bewertet worden war. Die boshafte Antwort einer witzigen jungen Dame auf die Frage, ob sie Geschwister habe: „Es geht in drei Teile", galt einem als Mitgiftjäger berüchtigten Regierungsrat. Die Offiziere, die den Heiratskonsens nur erhielten, wenn eine bestimmte Kaution gestellt werden konnte, begriffen vielleicht eher als die anderen, daß es ebenso leicht ist, sich in ein reiches wie in ein armes Mädchen zu verlieben. Aber sie verschacherten sich nicht häufiger als die Mitglieder anderer Berufe einschließlich des Kaufmannsberufes. Die allermeisten heirateten Mädchen aus ihren Kreisen und trugen ihr glänzendes Elend in fleißiger Arbeit und treuer Pflichterfüllung mit Anstand und Stolz. Die „Poggenpuhls" bildeten doch die Regel.

KAVALIERE

Eine besonders sympathische, vornehme Persönlichkeit war der Rittmeister von den Gradekürassieren Hans v. Kramsta. Einmal sah und hörte man längere Zeit nichts von ihm. Als er dann wieder auftauchte, gestand er, er

habe sich der Eheaffäre eines Kameraden so geschämt, daß er sich vor keinem Menschen habe sehen lassen wollen. Er stammte von einem später geadelten schlesischen Textilindustriellen ab. Die Familie wird nicht wie die „Zwanziger", „Dierig", „Fellmann", „Hofrichter", „Langer" in dem furchtbaren Lied „Das Blutgericht zu Peterswaldau" genannt, das die hungernden Weber im Sommer 1841 nach der Melodie „Es steht ein Schloß in Österreich" sangen.

Kramsta war der populärste Herrenreiter Deutschlands. Der aufmunternde Ruf: „Feste, Kramsta!", ging in die Berliner Sprache über und ist wohl auch heute noch als Ansporn gebräuchlich. Als eines Tages der Rittmeister v. Kekulé ein Rennen verschusterte, rief ihm die Menge johlend zu: „Kulicke, Kulicke, wat willste auf det jute Pferd; setz doch Kramstan druff!"

Ich habe Kramsta etwas abzubitten: Ich traf ihn einmal in Paris vor dem Louvre. Er fragte mich, ob es sich lohne, da hineinzugehen. Mit der Überheblichkeit des Intellektuellen habe ich darüber gespöttelt. Aber nicht lange darauf hörte ich von einem recht hohen Beamten, vor dem Louvre habe ihm ein Fremdenführer angetragen, ihn für fünf Franken in drei Stunden durch den ganzen Louvre zu führen; er habe ihm das Doppelte unter der Bedingung

geboten, daß er ihm sämtliche „chefs d'œuvres" (mit deutlich ausgesprochenem F) in der halben Zeit zeige! Das war viel ärger, denn der Rittmeister hatte als Offizier und Sportsmann keine Verpflichtung, sich für Kunst zu interessieren.

Mit einer gewissen scheuen Bewunderung blickten wir Jüngeren zu dem alten Herrn v. Kahlden auf, Besitzer des Seebades Heiligendamm, in dem von modernem Komfort noch wenig zu spüren war, dessen Kurhaus aber die alten Empiremöbel aus der Zeit seiner Gründung schmückten. Kahlden hatte noch die Orgie des zweiten Kaiserreiches in Paris mitgelebt, die Feste mit den gefeierten Kurtisanen in der „Großen Sechs" der Maison Dorée mitgefeiert, die berühmten Piquettepartien, den Point zu drei Frank, mit Napoleons Halbbruder, dem Herzog v. Morny, gespielt. Als ich ihn, dreißig Jahre nach dieser Zeit, kennen lernte, hatten ihm seine Jahre zwar das Seebaden verboten, er nahm aber täglich, hingestreckt auf dem großen Sprungbrett, bei Wind und Wetter sein Luftbad. In die Politik war er wider Willen nur einmal dadurch hineingezogen worden, daß Graf Harry Arnim in seinem die Welt erregenden Prozeß 1873 ihm die Urheberschaft an mißliebigen Artikeln in einer belgischen Zeitung zuschieben wollte, die Arnim in Wahrheit selbst geschrieben hatte.

Unverwüstlich wie er war der alte Major v. Strantz, der unter manchem anderem auch einmal Direktor des Kgl. Opernhauses war. Wie alt er wirklich war, wußte niemand. Wenn man ihn schlank und rank, mit etwas getolltem Haar und langgezogenem Schnurrbart, der viel schwärzer war als seine Jahre zuließen, nächtlicherweise traf, war an ein Nachhausegehen nicht zu denken.

Es scheint paradox, daß sich grade im Offizierkorps, dem besonders in Form und Regel eingezwängten Beruf, viel mehr Originale finden als in den übrigen, deren Angehörige sich ungehemmt entwickeln können. Die Erklärung liegt, glaube ich, darin, daß die Offiziere im kaiserlichen Deutschland gesichert über allen andern standen, daß sie, ihrem rein auf Handfestes eingestellten Metier entsprechend, primitiv sofort die Vordergründe sahen und, ans Kommandieren gewöhnt, geradeheraus sprachen. Zum Beispiel wenn ein Graf G. einen Freund über den Tod seiner Frau mit den Worten tröstet: „Der Schmerz ist vergänglich, aber die Annehmlichkeit bleibt." Oder wenn Graf S., als Reserveoffizier zu einer Übung bei den Gardedragonern eingezogen, die Neckereien einer Frau v. Puttkammer über seine vorsintflutlich hohe Mütze laut über den ganzen Hoppegartener Rennplatz hintönend mit dem Zitat eines Kaiserwortes zurückweist

„Mme Pot de chambre, in meiner Armee kenne ich keine Moden."

Der Originellsten einer war der General a. D. Graf Wartensleben, allgemein „Alex" genannt. Als Hutständer diente ihm nach seinem Abschied die Krone in seinem Schlafzimmer. Er pflegte sich more bavarico die Nase manchmal auch ohne Taschentuch zu schneuzen, aber er sprang noch als alter Pensionär vom Pferde herunter einem Mädchen nach, das sich in den Landwehrkanal gestürzt hatte. — Als die Treue seiner Frau einmal ins Schwanken geraten sein sollte, brauste er zunächst auf, beruhigte sich aber dann: „Kenne den P.; waren als Leutnants im selben Regiment. Ist auch kein Kind mehr. Wird nicht so schlimm gewesen sein." Seine beste Leistung war aber die Warnung, die er einem Kameraden zukommen ließ, der an seinen Tisch mit den Worten herantrat: „Eben habe ich die Gräfin H.", — sie war ihrer Reitkunst ebenso wie ihres Temperamentes wegen berühmt — „getroffen." „Ehe Sie weitersprechen, will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß sie meine Schwester ist."

Ein Typus besonderer Art war der Graf Friedrich Franz Hahn, Erbmarschall usw. Er war ein persönlicher Feind Wilhelms II. In einem Klub mußte er als Vorsitzender die

Kaisergeburtstagsrede halten. Er fand sich mit den Worten ab: „Es ist in Deutschland allgemein üblich, am 27. Januar ein Hoch auf den Kaiser auszubringen. Von dieser Sitte wollen wir uns nicht ausschließen, Seine Majestät der Kaiser lebe hoch, hoch, hoch!" Er war klug und letzten Endes war er nicht einmal leichtsinnig, aber das Erbe der exzentrischen Verschwendungssucht seiner Familie lastete auf ihm. Der frühe Tod seines einzigen Sohnes, der sich beim Reiten an der Hand verletzt und die unbedeutende Wunde am Handschuh infiziert hatte, zerbrach ihn ganz. Unter Sequester gestellt, von seinen Standesgenossen gemieden, abwechselnd Vertreter einer Zigaretten- und einer Sektfirma, deren Interessen er nicht immer ganz korrekt wahrnahm, hatte er sich mit der „Wassermaus", einem braven, blonden, etwas trägen Mädchen zusammengetan und hing über sein Bett resigniert eine Papptafel auf, auf die er mit großen Buchstaben gemalt hatte: „Wer kein Geld hat, ist ein Schwein."

Noch weniger Zutrauen als er verdiente ein Pole, der kleine, verwachsene Graf B. Im Gegensatz zu seinen Leidensgefährten spottete er über sein Gebrechen. Da er selbst keiner Schwäche frei war, erkannte er bald die der andern, nutzte sie aber mit der Zeit so aus, daß es zuletzt

doch das überstieg, was man einem Polen und einem Grafen nachsah. Allgemein geschnitten, zog er es vor, aus Berlin zu verschwinden. Was er an Aperçus in jenem Tonfall des „Nos Póloni non cúramus quantítatem syllábarum" vorbrachte, war zynisch, aber witzig. Er kam z. B. mit einem Neffen, den er pilotierte, nach dem Derby in Hamburg in den Klub, in dem eine große Bacpartie im Gange war. „Solange du bar spielst, ist es den Leuten ganz egal, wie du heißt", erwiderte er auf dessen Frage, ob er sich vorstellen müsse. In einem Berliner Klub war ein jüdischer Herr L. beim Falschspiel abgefaßt worden. Er hatte „Poucette" gemacht, d. h. er hatte mit einem Daumendruck, je nachdem die Karten schlugen, einen Ship über den goldenen Streifen zugeschoben oder zurückgezogen, der die Einsätze abschloß. Entdeckt hatte es ein Mitspieler, der aus Aberglauben ebenso setzte wie er und erstaunt war, daß er verlor, während der andere gewann. Denn Spieler sind ausnahmslos abergläubisch. Am Tage nach diesem ärgerlichen Vorfall erklärte B. im Unionsklub: „Ich weiß gar nicht, was ihr von den Juden wollt, sie sind ganz wie wir; sie fangen sogar schon an falsch zu spielen." Er hatte die Heirat irgendeines andern Schlachzizen mit einer reichen Jüdin vermittelt: „Als ich sie an meinem Arm in die Hedwigskirche führte, hat sich

mein Gewissen als Katholik und Edelmann gerührt. Ich habe meinem Gott geschworen: so billig machst du eine solche Partie nicht wieder."

In seiner Jugend als Duellant, später als Afrikareisender und Entomologe bekannt war Oskar Neumann. Europäische Luft bekam ihm in keiner Beziehung. Er schlief auch bei den lustigsten Festen in den unmöglichsten Stellungen, z. B. auf einem Ofen sitzend, ein, bis wir ihn mit einem: „Adis Abeba, alles aussteigen", aufweckten. Er strich dann seinen kahlen Schädel und seinen Spitzbart, um bald wieder einzuschlummern.

Ein sehr beliebtes Mitglied unseres Kreises war ein Wiener, Rudi Pick, der Sohn des Dichters des damals viel gesungenen Fiakerliedes. Er war Volontär bei seinem Onkel Oskar Huldschinsky. „Noch nie hat jemand in meiner Familie gearbeitet, und ausgerechnet ich soll Eisen walzen", raunzte er. Er ging dann nach Wien zurück und wurde Maler. Er wurde dort verhätschelt wie in Berlin. „Ich entdecke die Mädchen", klagte sein Bruder, ein höherer Richter, „und der Rudi liebt sie mir dann weg." Er machte geistvolle Sportkarikaturen. Die besten brachte er von einer Jagdreise nach Afrika mit, zu der ihn einer seiner aristokratischen Freunde eingeladen hatte, ein Einladung, die er mit den Worten annahm: „Durchlaucht, du hast

recht, mich mitzunehmen; mit mir kommst du trockenen Fußes durch das Rote Meer." Auch diese Durchlaucht pflegte die spezifische Wiener Selbstverspottung. In Österreich werden Wechsel nicht mit Marken abgestempelt, sondern auf Stempelpapier ausgeschrieben. Sie saß eines Abends bei Sacher trübselig vor einem solchen Formular. „Das ist nun drei Gulden wert. Ich brauche nur meinen erlauchten Namen draufzuschreiben, und es ist keinen Kreuzer mehr wert." Leider entschloß sich Pick nur zur Arbeit, wenn ihm die Manichäer keine Ruhe mehr ließen. So hatte er nur wenig geschaffen, als die Schwindsucht ihn fortraffte.

VOM ESSEN UND VON FEINSCHMECKERN

Zwei putzige Kruken waren die Brüder Rieß. Den einen, den Stadtgerichtsrat, sah man nie ohne seine große Dogge, die ihm bis über die Taille reichte. Der andere war ein berühmter Feinschmecker. Einer seiner beliebten Aussprüche war: „Es gibt keine Kochbutter, es gibt keinen Kochwein"; oder: „Die Leute kaufen für ein Sündengeld die ersten frischen Bohnen und werfen ihr Geld zum Fenster hinaus, weil sie zwei Groschen an der Butter sparen wollen." Er war ein Meister in der schwierigen Kunst der Salatzubereitung. Den angemachten Gurken-

salat z. B. band er in eine Serviette und wirbelte ihn dann wie eine Schleuder herum.

Meine Mutter war empört, wenn Rieß seine Kunststücke in Gegenwart der Kinder machte. Obwohl bei uns zu Hause großer Wert auf eine gepflegte Küche gelegt wurde — selbst die größten Diners wurden nicht vom „Traiteur" bezogen, sondern von unserer braven Frau Menzel gekocht —, wurden wir Kinder in den Grundsätzen erzogen, daß man nicht mäkeln und nicht „kiesetig" sein dürfe. Außer Mohrrübensuppe, roten Rüben und Rhabarber gibt es auch nichts, was ich nicht esse. Auch jene dicke braune Einheitssauce, von den Wienern damals spöttisch „Deutsche Reichssauce" getauft, kratze ich ab, wenn diese Reliquie aus den siebziger Jahren in irgendeinem Restaurant erscheinen sollte. Nur der Gewohnheit eines gut gedeckten Tisches kann ich schwer entsagen. Lieber Kartoffeln von Meißner Porzellan, als Trüffeln auf einem mit Wachstuch bespannten Tisch. So hat mir das Beispiel des kleinen Rieß nichts geschadet. Ich habe als Grundsatz aufgestellt — ohne damit allerdings überall Glauben zu finden —: „Es ist kein Grund zu essen, weil man Hunger hat; es ist kein Grund nicht zu essen, weil es nicht schmeckt." Ich weiß nicht, wie man ohne diesen Grundsatz mit Genuß reisen kann. Schwerer ist es schon, nicht

zu trinken, wenn man Durst hat; am schwersten ist die Sehnsucht nach der Zigarette zu unterdrücken.

Feinschmecker bezeichnete man in Berlin mit dem Fremdwort „gourmand". Das ist ebenso unrichtiges Berliner Französisch wie „Delikatesse" für Leckerbissen — ob die Verdeutschung „Feinkost" sehr schön ist, will ich dahingestellt sein lassen — oder wie „frisieren" für Haar machen. Der raffinierte Schlemmer heißt „gourmet". Gourmands d. h. Vielfresser waren z. B. ein sehr korpulenter Graf D., „das Trüffelgrab" zugenamt, und der Polizeipräsident v. Madai. Madai ging in die bürgerlichsten und unchristlichsten Häuser, wenn nur die Küche dort gut war; an demselben Tage sogar in mehrere, wenn es sich zeitlich einrichten ließ. Er war unappetitlich; so dick er auch war, das Fett konnte die Brutalität seiner Gesichtszüge nicht ganz überwuchern.

Die eigenartigsten Bauchanbeter sind die Nachesser. Das sind solche, die dasselbe verzehren müssen, was sie einen andern essen sehen. Im Restaurant ärgert es mich übrigens, wenn ein Fremder am Nebentisch bestellt: „Kellner, mir auch ein Rostbeef", oder gar: „Mir auch Rostbeef, aber warm." Ich habe dann das unangenehme Gefühl unbefugten Eindringens in meine Privatangelegenheiten.

Der ausdauerndste Nachesser, dem ich begegnet bin, war ein Rechtsanwalt W. mit feisten, von vielen Falten durchfurchten Hängebacken. „Vielfältig ist besser wie einfältig", pflegte er zu sagen. Wir machten uns manchmal den Spaß, ihm eine ganz inkongruente Speisenfolge vorzuessen. Er bestellte dann im Laufe des Abends vielleicht erst Kompott, dann ein Schnitzel, dann eine Tasse Bouillon, dann eine Omelette, dann eine Leberwurststulle usw., je nachdem einer von uns vorbestellt hatte.

Die Berliner Küche steht bei Feinschmeckern bekanntlich keineswegs in gutem Ruf. Nichteingeborene lehnen Bierkaltschale mit Korinthen und zerriebenem Brot, Rindfleisch mit Rosinensoße, das man nach einem alten Spruch sogar bei Regenwetter essen kann, Bierkarpfen mit feiner Pfefferkuchentunke, der übungsgemäß am Heiligen Abend verzehrt werden muß, entschieden ab. Selbst die gemästete „jute jebratene Jans mit Jurkensalat" scheint ihnen keine „jute Jabe Jottes". Vor Entsetzen schütteln sie sich vor dem Berliner Nationalgetränk, der süßsauren Weißen, auch „kühle Blonde" genannt. Es wurde dem Münchner „Echten" trotzdem nicht leicht, dieses obergärige Bier zu verdrängen, obwohl die altdeutsche Pracht der „Bierpaläste" — ein entsetzliches Wort für eine entsetzliche Erfindung — die verräucherten Weißbierstuben von

Landré, von Klausing, von Kortwig protzig überschattete. Kortwig war das Frühschoppenlokal für die inaktiven Studenten der Verbindungen aller Richtungen. Es herrschte Burgfrieden. Die Synthese der verschiedenen Couleuren wurde dadurch geschaffen, daß an allen Tischen geknobelt wurde. Es gab dafür allerlei Touren und Kombinationen. Es war eine Wissenschaft, ob man trudeln oder ziehen oder den Würfelbecher kippen oder stülpen mußte.

Wo auch jetzt noch Weißbier ausgeschenkt wird, geschieht es in großen Humpen mit einem Bein. Damals trank man es gemeinschaftlich aus einem großen runden Gefäß, das man nur mit beiden Händen aufheben konnte. Wehe dem, der dabei mit dem Finger über den Rand greifend „Klauenweiße" machte. Man nahm dazu einen Gilka — „Weiße mit 'nem Schuß" — oder aber Himbeersaft. „Eine Weiße mit!" Wir richtigen Berliner lassen uns von dieser paradoxen Mischung nicht abbringen. Freunde in Athen hatten mich mit dem Direktor eines Gymnasiums zum Ausflug nach Argolis zusammengekoppelt. Vor dem Löwentor in Mykenä rief ich halb verschmachtet aus: „Jetzt eine Weiße mit!" Damit war das erlösende Wort gesprochen. Das Mißtrauen des ernsten Mannes der Wissenschaft gegen den frivolen Weltenbummler schwand.

DER KAISERHOF

Der Kaiserhof war das erste weltstädtische Hotel Deutschlands, aber schließlich nur ein Abschluß. Den Übergang zum neuen Stil des Gasthofwesens der Welt fand erst der geniale Fachmann Conrad Uhl in seinem Hotel Bristol. Aber der Kaiserhof, Gaststätte schon für die Teilnehmer am Berliner Kongreß 1878, war für die Berliner ein Stück Heimat. Schon deshalb, weil am Anfang seiner Geschichte ein ungeheurer Dachstuhlbrand steht. Der Schreckensruf: „Der Kaiserhof brennt!" lief durch ganz Berlin.

Mich und meine ganze Generation verknüpften viele Erinnerungen an ihn. Dort war der Friseur Knöffler, der Friseur, dessen Laden der schönste und sauberste der Welt war und sogar die amerikanischen übertraf. Dort war das Geschäft, in dem wir Blumen für unsere Knopflöcher und Sträuße für unsere Schönen erstanden, die wir als Städter ja nicht auf den Fluren suchen konnten. Die schlagfertige Inhaberin nannte mich immer „Herr Stern" und bog die Korrektur liebenswürdig mit einem: „Es ist doch ganz gleichgültig, ob man „mein Herz" oder „mein Stern" sagt!" ab. Dort war das Café Kaiserhof. Wieviel Nächte habe ich dort mit dem Attaché der italienischen Botschaft, Bolatti, durchphilosophiert. Über die Probleme der Welt

und namentlich über die Liebe. Dann graute der Morgen, und wir kauften uns warme Knüppel bei dem Bäcker gegenüber. Bolatti war, wie die meisten Diplomaten, nur ungern nach Berlin gekommen, wollte sich dann aber, ebenfalls wie sehr viele seiner Kollegen, denen es Berlin und nicht zuletzt die Berlinerinnen angetan hatten, nicht trennen. Die Fremden waren überrascht, daß sie gar nicht so waren, wie sie die Karikatur des Auslands darzustellen liebte: langweilig, unschick, als Gretchen, als vollbusige Germania, unter deren Schritten das Pflaster erdröhnte, sondern daß sie quick, witzig, anspruchslos, gute Kameradinnen und gute Geliebte sind.

Nach vielen Jahren, kurz vor dem Kriege, kam Bolatti an das Ziel seiner Wünsche und wurde Botschafter in Berlin. Vergeblich bemühte er sich, den Treubruch Italiens zu verhindern. Eine meiner Kusinen, die noch so viel Reste ihrer Schönheit bewahrt hatte, daß sie sich manches erlauben konnte, sagte ihm: „Italien solle doch nur nicht in den Krieg treten, es habe noch niemals eine Schlacht gewonnen."

Es war eine bunt gemische Gesellschaft, die im Café Kaiserhof verkehrte. Gleich am Eingang in einem ziemlich düsteren Raum saßen zusammen mit anderen dunklen

Ehrenmännern die Buchmacher, deren Betrieb als gewerbsmäßiges Glücksspiel verboten war. Unter ihnen ein Börsenjobber S. „Keine Ovationen", wehrte er ab, als er nach seiner zehnten Pleite auf die Börse kam. „Ihr seid fein heraus, mit Euch habe ich akkordiert. Was sage ich aber übermorgen meiner Frau, wenn sie Billets für die Kainz-Premiere haben will?" Er hatte das System der Neuzeit: das „Kaufen auf Stottern", schon vorweg gefunden. Es waren keine Autos, sondern Pferde, die er so erstand. „Ich glaube, die Wechsel werden länger laufen als die Pferde", pflegte er zu sagen.

Ganz hinten im Café saßen die schweigsamen Schachspieler mit ihren Kibitzen. Ihr Verlangen nach völliger Ruhe wurde respektiert. Jemand hatte jahrelang, so erzählt man, zugesehen, ohne selbstverständlich auch nur einmal den Mund zu öffnen. Da erstand ein Streit. Er sollte Schiedsrichter sein. „Ich spiele kein Puff", lehnte er verlegen ab. Als einer der besten Spieler galt ein stiller feiner Mensch namens Harmonist, Tänzer an der Oper. Er war sozusagen der Verbindungsmann mit dem literarischen Stammtisch. Von Politikern erschienen an ihm Albert Träger mit seinem würdigen langen Bart mit gewichsten Schnurrbartspitzen, den Kneifer an breitem schwarzen Bande, und der sehr einflußreiche Korrespondent der

„Frankfurter Zeitung", August Stein, der viel mehr wußte, als er erzählte.

Häufig erschienen am Stammtisch zwei Vorkämpfer der Moderne. Paul Schlenther, damals Kritiker, später Direktor des Burgtheaters in Wien, Gatte der von der Jugend aus der Ferne angeschwärmten Paula Conrad, dem Puck des Königlichen Schauspielhauses, dem Puck überhaupt, bis Gertrud Eysoldt, Prototyp der neuen Schauspielkunst, ohne die weder Wildes „Salome" noch Wedekinds „Lulu" denkbar sind, ihm abweichendes Gepräge gab, und der kleine, im Äußeren immer ein wenig vernachlässigte Otto Brahm, Nachfolger L'Arronges in der Direktion des Deutschen Theaters. Im Publikum kümmerte man sich wenig darum, daß er auch sein eigener Regisseur war. Als bester Regisseur galt damals der, von dem man am wenigsten spricht. Das Deutsche Theater brachte, dem Zuge der Literatur folgend, viel Elendsdramen. Man sagte daher: „Für Brahm fängt das Kostümstück schon mit dem Frack an."

Von dem Stammtisch gingen manche Scherze aus, die populär wurden. Der anekdotenreiche Cellist Heinrich Grünfeld erfand die „à propos-Witze". Der Verfasser eines am Opernhause grade gegebenen Ballets, — nennen wir es „Vergißmeinnicht", — trat mit den Worten an den

Tisch: „Furchtbarer Dreck heute draußen." Grünfeld erwiderte: „A propos Dreck, wann wird „Vergißmeinnicht" wieder gegeben?" Er baute das dann weiter aus. Zum Beispiel bei einem Diner in der Rauchstraße: „A propos Rauchstraße, wo stehen die Zigarren?" Bis zum Höhepunkt: „A propos mies, was macht Ihre Frau?"

Der kleine Julius Stettenheim schuf virtuos Wortspiele, etwa in der Art der Antwort auf die Frage, wie das von ihm herausgegebene Witzblatt „Die Wespen" gehe: „Warum sollen sie nicht gehen, es hält sie ja keiner!" Stettenheim machte aber nicht nur Wortspiele, sondern formulierte auch Geistreiches. Jemand zitiert den Ausspruch Friedrich Wilhelms IV. aus dem Jahre 1848: „Demokraten können mich usw.". Stettenheim wirft ein: „Jetzt verstehe ich erst das Wort des Königs: Zwischen mich und mein Volk soll sich kein Stückchen Papier drängen." Einmal wurde in seiner Gegenwart ein Herr, der auf seine Ernennung zum Generalkonsul eines Balkanstaates sehr stolz war, mit „Herr Konsul" angeredet. Stettenheim korrigierte: „Konsul, Konsul, Napoleon war Konsul. Der Herr ist Generalkonsul."

Stettenheim hat den Reporter und Kriegsberichterstatter „Wippchen" geschaffen, der alle Sprichwörter vermengte,

z. B. „das hieße Säulen nach Athen tragen", am Schluß mit einem „Verzeihen Sie das harte Wort" um Vorschuß bat und aus Bernau die Vorgänge hinten fern in der Türkei seiner Zeitung beschrieb. „Wippchen" war jahrelang so berühmt wie Siegmund Habers furchtbar „gebüldete" Konfektioneuse — jetzt sagt man Mannequin — „Paula Erbswurst" und der Bummler „Nunne" im Ulk, dessen Vorgänger Glasbrenners „Eckensteher Nante" gewesen war. Oder „Müller und Schulze", die Nachfolger von „Strudelwitz und v. Prudelwitz" und der ewige, von Kalisch erfundene, „Quartaner Karlchen Miesnik" im Kladderadatsch.

Dreimal in der Woche — die anderen Tage arbeitete er an der „Zukunft", die er damals allerdings noch nicht allein schrieb —, pflegte auch mein alter Schulfreund Harden in den Kaiserhof zu kommen. Es war die Zeit, in der Kerr und Kraus, der sogen. „Fackelkraus" aus Wien, ihn ununterbrochen, manchmal sehr witzig und treffend, angriffen: „Die Namen Kerr und Kraus werden in der Zukunft nicht genannt." Bei dieser Art der Abwehr durch Totschweigen, die allerdings gefährlicher war als jede Erwiderung der Polemik, blieb er trotz aller Einwendungen seiner Freunde, ohne jedoch damit dauernd den Aufstieg seiner Gegner hindern zu können.

Zweier anderer Stammgäste des Cafés soll noch gedacht werden, des Baumeisters Zadek und des Börsianers Menkus. Zadek war mit dem berühmten Chirurgen Israel befreundet, der mit ihm den Bau seines neuen Hauses häufig besprach, ihn dann aber einem anderen übertrug. Einmal hatte sich Zadeck ein Furunkel von ihm aufschneiden lassen. Am 1. Januar erhielt er eine Liquidation über 40 Mark. Zadeck sandte 36,20 Mark ein unter Abzug einer Gegenrechnung für 19 Konsultationen in Bausachen à 20 Pfennig. Israel schickte das Geld zurück: „Irrtum der Oberin." Zadeck quittierte darüber und schrieb dazu, bei Absendung des Geldes habe er seiner Sekretärin gesagt: „Passen Sie auf, jetzt kommt der Schwindel mit der Oberin."

Menkus war übermäßig dick. Als er einmal in eine Droschke stieg, fragte der Kutscher zweifelnd: „Uff eenmal?" Seine Erzählungen gingen etwa so: „Also jetzt reist der Mensch nach Italien, jetzt, wo es die guten Gänsegrieben gibt", oder: „Also früher, da ging man in die Zelten, trank eine Tasse Kaffee, die kostete zwei gute Groschen. Und dann nahm man sich ein Mädchen mit, der schenkte man einen Taler. Dann sagte sie: „Danke schön, Herr Baron! Sehen Sie, damals hätte man Terrains kaufen sollen!"

Ob auch Oscar Blumenthal, im Leben gutherzig und hilfreich, als giftiger Kritiker aber „der blutige Oskar", im Kaiserhof verkehrte, weiß ich nicht mehr. Er hatte das Lessingtheater übernommen, eins seiner Stücke fiel dort mit Pauken und Trompeten durch. Am nächsten Vormittag bobachtete er an der Kasse den Vorverkauf. Endlich erschien ein Student. Als er das Geld durch das Fenster hineinreichte, wollte er sich noch einmal vergewissern: „Es ist doch Nathan der Weise?" „Junger Mann", lispelte Blumenthal, „Nathan können Sie in Ihrem Leben noch hundertmal sehen, mein Stück nur noch heute." Heutzutage fällt es auf, daß jemand Theaterkarten zum vollen Kassenpreise kauft. In der glücklichen Vorkriegszeit war es selbstverständlich; Freibillets gar gab es nur in Ausnahmefällen. Als ein durchreisender Bekannter einmal eine von Blumenthal erbat, fragte er: „Sind Sie verheiratet?" „Nein." „Nun dann werde ich Ihnen zwei geben." Das ist der Ursprung der allgemeinen Übung, sie immer paarweise zu gewähren.

Die große Halle des Kaiserhofs war früher ein Lichthof, mit einer Estrade in halber Höhe, auf der mittags gespeist wurde. Das Gedeck kostete — tempi passati — wie in allen großen Hotels 2,50 Mark, und das galt keineswegs als billig. Fanden Bälle im Kaiserhof statt — die ersten waren

wohl der „Kavalierball" und der „Gesindeball" der Schauspieler, ein Kostümball in Dienstbotentracht, daraus entstanden, daß die Polizei einmal auf den genialen Gedanken gekommen war, die Schauspieler dem Gesinde zuzurechnen und von ihnen die Führung eines Gesindebuches nach der Gesindeordnung zu verlangen — lag er meist im Dunkeln. Kleines Mädchen aus Tanagra, mit den schimmernden Schultern der Medizäerin, kleines Mädchen mit den suchenden Blicken und mit dem gurrenden Lachen der Taube, weißt Du noch, wie ich deinen goldenen Schuh küßte? Wie ich eifersüchtig wurde — es kommt immer einmal eine, die die anderen rächt — obwohl ich mich über diese Leidenschaft so hoch erhaben dünkte und es für den höchsten Schick hielt, über Gefühle zu spotten? So eifersüchtig, daß mir sogar Sonette in einer „gebildeten Sprache" gelangen, die einzigen Gedichte, die ich je gemacht habe!

DIE MÄNNER DES KLADDERADATSCH

In dem Hause der mit meinen Eltern befreundeten Familie des Kommerzienrats Speyer, des Begründers der noch heute bestehenden Militäreffektenfabrik Mohr & Speyer, am Kemperplatz — es ist in seinen edlen Grundformen noch erhalten, nur ein Stockwerk ist aufgesetzt

und einige Ornamente sind angepappt; wo mag aber das Doppelbildnis geblieben sein, das Gräf von den gefeierten Töchtern des Hauses gemalt hat? — verkehrten die Männer des „Kladderadatsch", der das deutsche Witzblatt war. Wer ihn heute ansieht, wird nicht mehr verstehen, daß er einmal tapfer für Recht, Freiheit und Einheit kämpfte. Am Maße des gallig-bitteren Simplizissimus gemessen, scheint sein Spott allerdings freundlich und milde. Kalisch, der ihn 1848 gründete und der in den sechziger Jahren mit seinen Gesangspossen die Berliner Bühnen beherrschte, habe ich nicht mehr getroffen, wohl aber Adolf Hoffmann, den Verleger des Blattes, der auch die besten Couplets von Kalisch in fünf Bändchen: „Berliner Leierkasten" herausgegeben hat. Hoffmann wohnte ziemlich weit draußen, ganz oben in der Tiergartenstraße. Die einsame Straße war ihm nachts unheimlich. Der kleine Herr hatte ein ausgezeichnetes Mittel gefunden, um sich billig beschützen zu lassen. Er fing mit einem der vielen Privatwächter eine Unterhaltung an, setzte sie dann mit dem nächsten fort, bis er vor seinem Hause angelangt war. Die Wächter waren von dem leutseligen kleinen Herrn begeistert. Und er vermied auf diese Art einen ihm schmerzlichen Griff ins Portemonnaie. Eine Zigarre hin und wieder genügte völlig.

Zu dem überaus lustigen Kreise gehörte der Zeichner Scholz, der für Napoleon III. die Bezeichnung „Er" und für den kahlen Schädel Bismarcks die „Drei Haare" erfunden hatte, von denen ich allerdings nicht habe ergründen können, was sie bedeuten sollen. Dann Johannes Trojan, der auf den Burschenschafterkommersen die Fidelitas mit einer bejubelten Rede einzuleiten pflegte. Endlich Ernst Dohm, der Satiriker, der für Hoffmann, der auch Besitzer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters war, die Libretti der Offenbachschen Operetten überaus geistvoll übersetzte. Er ließ sich auch seine gute Laune dadurch nicht stören, daß seine Gattin eine berühmte Frau war: Hedwig Dohm, eine der ersten Frauenrechtlerinnen, der aber die schönste Gabe der Frau, beglücken zu können, fehlte. Von Dohms schlagfertigem Witz, den man nicht als Wortwitz abtun kann, zeugt eine kleine Geschichte aus Heringsdorf, die als Wanderanekdote nachher vielfach variiert worden ist: Ein sehr aufgeregter Bekannter fragt ihn: „Dohm, haben Sie ein Bad genommen?" „Wieso?" erwidert er, „fehlt eins?"

Solche Witze, die dem Kladderadatsch das Gepräge gaben, nennt man in Berlin, wenn sie zu sehr mit dem Gleichklang der Worte spielen, „Kalauer". Die Bezeichnung soll daher stammen, daß Dohm, der öfters einen

Freund in dieser Stadt der Schuhfabrikation besuchte, seine Beiträge von dort an die Redaktion sandte.

P. L. UND L. P.

Will man heute Paul Lindaus überragende literarische Stellung in Berlin erklären, nachdem von seinen Romanen nur ein Titel: „Der Zug nach dem Westen", von seinen Theaterstücken gleichfalls nur ein Titel: „Johannistrieb" als Bezeichnung für die Liebe eines alternden Mannes übrig geblieben ist, muß man daran erinnern, daß er der Verbindungsmann zur französischen Literatur war.

Die Berliner haben die Vorliebe für alles Französische sehr lange bewahrt. Nirgends war das so fremdwortfreudige Deutsch — Einschlag der „Kolonie", Nachwirkung Friedrichs des Großen, Hinterlassenschaft der französischen Besatzung unter Napoleon I. — so stark mit französischen Brocken gespickt, wie in Berlin. Redewendungen wie „mir ist mies devant tout l'univers" konnte man, wenn auch selten natürlich in dieser Übersteigerung, bis in die Mitte der neunziger Jahre noch von alten Leuten hören. Obwohl man Herrenmode, Hygiene und Komfort der Lebenshaltung und den politischen Liberalismus aus England bezog, obwohl um die Jahrhundertwende mit der

hochkapitalistischen Zeit und dem ihr entspringenden reicheren Stil der Lebensführung immer mehr englische Worte übernommen werden, will man, im Gegensatz zu Hamburg, das sich fast als Vorstadt Londons gibt, von der Wesensart des „Landes ohne Musik", wie es Oscar H. Schmitz nannte, nicht viel wissen. Der Cant hatte unter der langjährigen Herrschaft einer prüden Frau „merry old England" zerstört und die Literatur kindisch und ungenießbar gemacht. Ohne Widerspruch zu finden, konnte ich es zum Gradmesser kultureller Verfeinerung gegenüber zivilisatorischer Genügsamkeit nehmen, ob jemand Paris oder London vorzog.

Nach Paris pilgerten die jungen Künstler und Schriftsteller. Paris war das Zentrum verfeinerten Lebensgenusses geblieben, das es unter dem zusammengebrochenen zweiten Kaisertum geworden war; Paris war der Brennpunkt neuer Ideen. Dort hatte Lindau das Handwerk der Theatermache gelernt, von dort jene Dosis graziösen „Esprit" mitgebracht, der mit dem Berliner beißenden Witz verwandt, wenn auch nur durch einen Scheffel Erbsen verwandt ist, wobei vielleicht die Untersuchung lohnen könnte, wieviel Deutsches im französischen Esprit enthalten ist. Zwei seiner typischen Vertreter waren Rheinländer: Offenbach, der es wagte, respektlos sogar die

Antike zu parodieren, an die sich bisher noch kein Spott herangetraut hatte, Albert Wolf, der „Pariserischste aller Pariser", der Chronikeur des „Figaro", der während des siebziger Krieges seine Tätigkeit eingestellt hatte, aber wagen durfte, seinen ersten Leitartikel nach Friedensschluß mit den Worten zu schließen: „Ich zeichne ihn wie stets mit Albert Wolf."

So kam es, daß Lindaus Verehrer ihn einen „geistvollen gamin", seine Gegner ihn mit gleicher Berechtigung einen „frechen Straßenjungen" heißen durften. Einige Kosthäppchen seiner Art: Lindau kam aus Monte Carlo zurück. Die Riviera war damals noch kein alltäglicher Ausflugsort. Er schilderte lüstern-neugierigen Fragern die Roulette: „Da ist ein grüner Tisch mit Nummern. Man setzt ein Goldstück irgendwohin. In einer Kute am Tisch ist etwas, woran ein Mann dreht. Wenn er damit fertig ist, kommt ein anderer mit einer Harke und nimmt Ihnen das Goldstück weg."

Zwei Modekönigginnen, die sich selbstverständlich bitter haßten, bezogen beide ihre Toiletten aus Paris. Siehe da, auf einem großen Empfang erschienen sie in völlig gleichen Ballkleidern. Sprachloses Entsetzen der beiden Konkurrentinnen, Grinsen in der zweiten Linie. Paul Lindau ging auf die eine zu — vorsichtshalber auf die zwar

schönere, aber dümmere — und fragte sie mit unschuldiger Miene: „Wie zwei Schwestern, Sie haben sich gewiß verabredet?" Eine Dame — sie war wirklich schön: schwarzes Haar, schwarze Augen, bräunliche Haut, in glitzerndem Paillettekleid glich sie einer bösen ägyptischen Fürstin, die tötet, wo sie sich geschenkt hat — ließ sich von ihrem kleinen, dickbäuchigen, unangenehmen Manne scheiden, nachdem er sein Geld verloren hatte, um ihren Freund, einen Bankdirektor, zu heiraten, dessen großer Aufstieg begonnen hatte. Lindau erzählte, sie habe ihm ihr Elend geklagt, das Schnarchen ihres Gatten sei unerträglich gewesen: „Sehen Sie, ein reicher Mann schnarcht eben ganz anders als ein armer", erläuterte er.

Zu dem Erfolge Lindaus trug auch bei, daß er mit großem Geschicke, seine Feinde sagten obwohl er aus einem magdeburgischen Pfarrhaus stammte mit jüdischer Geschäftigkeit, das Aktuelle schriftstellerisch verarbeitete. Die Flucht einer meiner Verwandten aus dem Hause ihres Gatten, deren neues Eheglück tragisch durch den Tod im ersten Kindbett endete, der große Skandal um den Liebesroman des mit Lindau befreundeten Herbert Bismarck mit der Fürstin C., dem das Machtwort des Vaters ein für den Sohn nicht rühmliches Ende bereitete, wurden für ihn allzu durchsichtig ebenso Stoff wie der

Bismarcksche Spruch von der „Kreuzung zwischen pommerschem Hengst und jüdischer Stute". Ist aber Verarbeitung von Tagesereignissen und Tagesfragen ein Verstoß gegen literarische Reinlichkeit, nur weil sie vielleicht Publikum anlockt? Mir will es fast scheinen, als ob in der Zeit, in der Shakespeare den Juden von Venedig schrieb, Streit in England über die Berechtigung des von der Kirche verbotenen Zinsnehmens geschwebt hätte und von ihm im calvinistisch bejahenden Sinne entschieden worden sei.

Paul Lindaus literarisches Schaffen wäre nicht weit über seine Bedeutung als geschickte Tagesliteratur hinaus angefeindet, er persönlich nicht so angegriffen worden, wenn er nicht zugleich der die öffentliche Meinung beherrschende Kritiker gewesen wäre. Er hatte zwar gegen Rodenbergs „Deutsche Rundschau", in der Karl Frenzel seine von den Berlinern andächtig hingenommenen schulmeisterlichen Nörgeleien vom Stapel ließ, die Monatsschrift „Nord und Süd" gegründet, aber er stand der neuen Kunst genau so verständnislos gegenüber wie der andere. Durch seinen Witz war er aber weit gefährlicher. „Gründeutschland" als Bezeichnung der Jungen, „Waldvogel heiß ich, Brachvogel möcht ich wohl sein, doch Pechvogel muß ich mich nennen" in den „Nüchternen Briefen aus Bayreuth" als

Umdichtung hochtrabender Wagnerscher Verse, verletzten nur deshalb nicht tödlich, weil die Lebenskraft der Opfer zu groß war.

Ich selbst bin mit Lindau auseinander gekommen, als er in der Erstaufführung von Ibsens „John Gabriel Borkmann" die Vorstellung durch laute hämische Bemerkungen störte. Ich sagte ihm Worte, die wohl das Maß überschritten, die ein um ein Viertelhjahrhundert Jüngerer sagen durfte. Ein ewig Gestriger — das Wort Nietzsches war uns Jungen das geläufige Schlagwort gegen die ältere Generation — schwiege besser; der billige Erfolg durch seine Bloßstellung der armen Närrin Friederike Kempner („Durch die Mitte der Natur zieht sich eine Pappelschnur; rechter Hände, linker Hände nichts als Frühlingsgegenstände") gebe noch lange nicht das Recht, den größten Dramatiker seit Shakespeare zu verulken.

Ich hatte damals noch nicht gelernt, Empörung für mich zu behalten. Später, als ich in Düsseldorf einmal den Maler Gebhardt beobachtete, wie er in der Kunstausstellung vor einem Kreise grinsender Schüler die Bilder der Sezession verspottete, plötzlich auf die Ecke eines Uhde hinwies: „Aber doch, in dem Stückchen Grün da unten sehe ich ein bißchen Talent", hielt ich meinen Mund. Einige Wochen später hatte ich die Genugtuung, daß Paul

Cassirer als mit seinem künstlerischen Gewissen unvereinbar ablehnte, einem seiner Kunden einen Gebhardt zu besorgen.

Aber wie wir fanatische Kämpfer für die Moderne damals sagten: „P. L." als Theaterrezensent und „L. P." als Kunstkritiker auf die Menschheit losgelassen, ist zuviel. „L. P." war Ludwig Pietsch. Erst Maler, dann Schriftsteller, als Jüngling 1848 unter den Märzgefangenen, die auf dem Transport nach Spandau von Offizieren und Soldaten schmählich mißhandelt wurden, 1870 Berichterstatter und Zeichner im Hauptquartier des Kronprinzen, hatte er einst schwer angegriffene Neuerer wie Achenbach und Begas — auch sie waren es einmal — gepriesen, „weil sie die Natur in schöner Sinnlichkeit wiedergaben." Nunmehr stieß er die Jüngsten in alle Tiefen der Hölle. Nebenbei schrieb „unser lieber Hofhistoriograph", wie ihn Wilhelm II. nannte, Berichte über Hofbälle und sonstige mondäne Feste, die er nach Mitternacht noch hinwarf, damit die begierigen Leser der „Voß" sie schon in der Morgenausgabe finden konnten. Wir haben häufig über die etwas schmalzigen Schilderungen „der schönen Schultern der Frau P.", den „Traum eines grünen Kleides der Frau M." und ähnliches mehr gespottet. Dann beackerte der „unsägliche Holzbock" in „steten Kampf

mit der deutschen Sprache, in dem er immer Sieger blieb", wie Harden einmal schrieb, dasselbe Gebiet im „Lokal-Anzeiger". — „Wir sind dreizehn bei Tisch! Nun, wenn schon Holzbock stirbt", sagte einmal eine Dame über ihn, der sich noch bis in seine letzten Lebensjahre für so unwiderstehlich hielt, daß sich die Frauen seiner manchmal „mit Brachialgewalt", wie man in Österreich sagt, erwehren mußten. Nun vermißte man die Grazie von „L. P.", der bis in sein hohes Alter der schlanke, charmante Kavalier der alten Zeit blieb und noch auf dem Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstehen sollte, seiner Krankenschwester den Hof machte.

Ebenso taten wir Paul Lindau Unrecht, wenn wir in ihm nur den Verkenner großer Kunst sahen. Wie schon als blutjunger Journalist für Lassalle, setzte er sich später mit seinem ganzen Scharfsinn für die ein, die er für unschuldig verurteilt ansah. Zuerst im Mordprozeß Zieten, zuletzt im Mordprozeß Hau, wo ihm sein Eintreten sogar einen Beleidigungsprozeß eintrug. Sehr tatkräftig ging er im Fall Gräf vor. Gräf hatte sein „Märchen" nackt im Freien gemalt. Sein Modell war Bertha Rother gewesen, eine der schönsten Frauen, die je von einer Mutter geboren worden sind. Die, vor denen Bertha Rother die letzte Hülle mit einem Ruck abwarf und die dunklen Haare bis

zu den Kniekehlen herabfallen ließ, waren versucht, anbetend niederzuknien, wie vor der „lieben Frau von Milo", bis das Lächeln des etwas zu großen Mundes mit den leicht aufgeworfenen Lippen und die ein wenig blinzelnden Augen unheiligere Triebe weckten. An dem Bilde hatten irgendwelche Sittlichkeitsschnüffler Anstoß genommen. Ein Rattenkönig von Erpressungen und Meineidsklagen folgte, nachdem Gräf als Zeuge in einem Prozeß intimere Beziehungen zu seinem Modell in Abrede gestellt hatte. Die öffentliche Meinung war in zwei sich befehdende Lager gespalten. Lindau ist ein Teil des Verdienstes am Siege des höheren Rechtes zuzusprechen.

Paul Lindaus einst so viel gelesenen und gespielten Werke werden wohl sanft weiter in der Vergessenheit schlafen müssen. Zu begrüßen ist, daß jetzt eine Auswahl der Novellen seines älteren Bruders Rudolf neu aufgelegt worden ist. Er war Journalist, in fernen Ländern Kriegsberichterstatter, deren Bewegungsfreiheit in früheren Kriegen größer war, als ihnen im Weltkriege von den Heerführern zugesprochen werden konnte, dann Kaufmann in Japan gewesen, als solcher bei dem Mangel deutscher Kenner des Ostens in den Konsulardienst übernommen worden und gehörte zu den näheren Mitarbeitern Bismarcks. Seine Bücher bestachen durch ihre inter-

nationale Atmosphäre, durch den Reiz des Exotischen. Der Titel seiner feinsten Novelle, „Kleine Welt", ist sprichwörtlich dafür geworden, daß schließlich jedermann jedermann irgendwie kennt. In seiner Novelle „Der Seher" frappierte mich das jetzt wohl allgemein bekannte, ich glaube der Chemie entnommene Wort „refraktär" so, daß ich es meinem Sprachschatz einverleibte. Der Held der grausigen Erzählung hat die verhängnisvolle Gabe, sich alle jungen Gesichter auch alt vorstellen zu können; gelingt ihm die Ummodelung nicht, sind die Gesichter, wie er sagt, „refraktär", so ist es ein Zeichen, daß ihre Träger bald sterben müssen.

Im Gegensatz zu dem quirligen Paul, den man auch nach seinem Äußern leicht für einen Juden halten konnte und zu seinem Ärger auch häufig hielt, glich der kühl gemessene Rudolf mit seinem weißen Bismarckschnurrbart einem Diplomaten alter Schule. Paul brauchte den Lärm der Großstadt, Rudolf lebte Monate lang in Helgoland (es gibt bekanntlich zwei Arten, solche, die nach drei Tagen aus dem Gefängnis der in zwanzig Minuten zu umschreitenden Insel fortmüssen, solche, die nur sie lieben). Die Brüder hingen sehr aneinander, und mehr als einmal ist der Ältere für den Jüngeren eingesprungen, der niemals haushalten konnte. Rudolf war der Schwarm aller

jungen Mädchen. Meine Schwestern und ihre Freundinnen waren empört, wenn mein Vater ihn, wie sie sagten, an den Kartentisch abschleppte. Sie haben es nie glauben wollen, daß er, der so reizend mit ihnen zu plaudern verstand, grade gekommen war, um Whist zu spielen.

HANS HOPFEN UND KARL EMIL FRANZOS

Hans Hopfen ist vergessen, und doch war der Titel seines besten Romans: „Verdorben zu Paris", einmal geflügeltes Wort. Es ist gegenstandslos geworden, nachdem die Lebensdurstigen nicht mehr von der „Ville Lumière" angezogen werden, wie die Motten vom Licht. Der kleine Herr mit dem etwas zugespitzten großen Schädel und dem nach unten zugestutzten rötlichen Bart erinnerte ein wenig an jene Köpfe, die in seiner bayerischen Heimat aus Rettichen zurecht gemacht werden. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter, der gern mit uns Jüngeren bei Wein, Weib und Gesang Nächte um die Ohren schlug. Nach reichlichem Alkoholgenuß regte sich in ihm, den man treffend als „halb Corpsstudent, halb Salontiroler" charakterisierte, die bajuvarische Rauflust. Aber es gelang um so leichter, einen feuchtfröhlichen Abschluß für die Säbelkontrahage zu finden, als sich die Kampfhähne, ebenso-

wenig wie die Kartellträger, am Morgen des Grundes des nächtlichen Streites genau erinnern konnten.

Karl Emil Franzos konnte ich auf Grund gemeinschaftlicher Zugehörigkeit zur Burschenschaft nähertreten, deren schwarzrotgoldenes Band er wie schon 1848 sein Vater in Prag und Wien getragen hatte. Der Titel einer seiner Skizzensammlungen: „Aus Halbasien", ist als Begriff für das bunte Völkergemisch in Galizien geblieben, das Europa zugezählt wird, ohne schon europäisch zu sein. Vielleicht wäre es lehrreich, seine Bücher, zum mindesten „Die Juden von Barnow", die zwanzig Auflagen erlebten und in anderthalb Dutzend Sprachen übersetzt wurden, wieder aus der Vergessenheit hervorzusuchen, nachdem das auferstandene Polen den europäischen Frieden und die deutsche Kultur bedroht.

Franzos und ich waren beide großdeutsch. Das war in Österreich, wo man sang: „Es gibt nur eine Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien, es gibt nur eine Räuberstadt, und das ist Berlin", beinahe Landesverrat, in Deutschland historisches Ketzertum.

„Österreich muß man lernen", sagt ein letzten Endes sehr tiefes Wiener Scherzwort. Ich lernte bei Franzos die ersten Anfangsgründe. Er selbst wurde zerrieben zwischen seinem deutschen Fühlen und der harten Tatsache, daß die

Juden in der kleinen galizischen Kreisstadt, in der er geboren war, eine Nation waren, wie Deutsche, Ruthenen, Polen. Ein Nationalitätenunterschied, der ja auch nach Wien übergegriffen hatte, wo es in der Leopoldstadt von galizischen Juden wimmelte, von denen viele noch die skurrilen und häufig unappetitlichen Familiennamen trugen, die ihnen von rohen verantwortungslosen übermütigen Offizieren in Ausführung eines Germanisierungsgesetzes zugeteilt worden waren.

Der Antisemitismus, in Österreich eine Teilerscheinung des erbitterten Nationalitätenkampfes, ergriff auch die Burschenschaft. Franzos fuhr hinüber, um den Judenparagraphen zu bekämpfen. Melancholisch ironisch, wie es seine Art war, schilderte er nach seiner Rückkehr, wie die Bundesbrüder ihm zugejubelt hätten, als er ihnen aus seiner eigenen Lebensgeschichte den Widersinn ihrer Stellung nachgewiesen habe. Zwei Tage später sei aber der Ausschluß der Juden doch beschlossen worden. So litt Franzos an der Krankheit, von der die preußischen Juden ein Menschenalter früher geheilt worden waren.

Einmal sah ich ihn sehr böse. Professor Muther hatte als erster gewagt, eine Geschichte der Malerei aus der Perspektive der verhöhnten und verfolgten Moderne zu schreiben, die er um Manet unter der Kapitelüberschrift:

„Manet et manebit" gruppierte. Gedanklich waren die drei Bände Original. Muther hatte zur Beschreibung der Gemälde ganze Seiten aus den Werken anderer Schriftsteller übernommen, z. B. zu der einer Landschaft von Monet ein Stück aus Jacobsens „Nils Lyhne" usw., ohne irgendwie zu kennzeichnen, daß dieser Teil des Textes nicht von ihm war. Der Skandal war groß, das Werk mußte aus dem Buchhandel zurückgezogen werden. Auch Franzos war so, wie er sagte geplündert worden. Ich habe seinen Zorn nicht ganz verstanden. Eine wirtschaftliche Schädigung war im Falle Muther nicht zu fürchten. Ob sich der Plagiator schämen muß, ist eine Frage für sich; für den Plagiierten ist es eine Huldigung. Wenn ich gelegentlich eigene Formulierungen in fremden Artikeln finde, bin ich eigentlich stolz, daß ein anderer meine Federn braucht, um sich damit zu schmücken. Genau wie es mich befriedigen würde, wenn ich meine Ansichten und Ausdrücke als eigene Weisheit z. B. aus dem Munde einer geliebten Frau hören würde. Aber vielleicht ist der Beweis, daß man es offenbar besser gemacht hat, als der andere es konnte, nur für den beglückend, der noch nicht aus dem Becher des Ruhmes getrunken hat.

Mit besonderer Verehrung denke ich an Fanny Lewald zurück, der letzten, die noch Goetheschen Stil schrieb. Überwindung schwerer Enttäuschungen hatten der Siebzigjährigen ein mildes und gütiges Lächeln gegeben. Sie wußte sich erzählen zu lassen, was eines jungen Menschen Herz bewegte. Kann einem Jüngling Besseres geschehen, als daß ihm eine Frau, deren weißes Haupt einen Ruhmeskranz trägt, verstehend zuhört? Welch eine Kluft zwischen ihr und der Schriftstellerin, die gerade, als sie abtrat, unter dem Namen „Ossip Schubin" die deutsche Schriftstellerin wurde. Ihre Romane spielten in der österreichischen Aristokratie. Sie war dort, glaube ich, Gouvernante gewesen und im Wesen genau so snobbisch wie ihre Bücher. Sie kannte den Jargon und das exklusive Gehabe jener Kreise und nahm sozusagen in Vertretung die Verehrung der Roturiers entgegen. Nur der Titel eines ihrer Bücher ist in den Sprachgebrauch übergegangen: „Torschlußpanik", für jene gefeierten Mädchen, die viele Körbe ausgeteilt haben und zum Schluß aus Furcht vor dem Sitzenbleiben irgendeinen heiraten, von dem weder sie selbst, noch die anderen, am wenigsten der Erwählte selbst verstehen, wie er zu dem Glücke kommt.

Dann kam Gabriele Reuter. Ihr Roman „Aus guter Familie", der sie auf einen Schlag berühmt machte, war eine Tat. Die Qualen der unverheirateten Tochter in der Stickluft einer bourgeoisen korrekten Regierungsratsfamilie waren erbarmungslos geschildert. Es will mir scheinen, als ob seitdem die in Wahrheit tragische Figur der alten Jungfer nicht mehr billiges Objekt der Witzblätter ist. Die schlanke, stille Frau im Eigenkleid, mit dem frischen, jugendlichen, schmalen Gesicht unter dem früh ergrauten Haar, die den Mut hatte, ihr Frauenrecht auf Glück und Mutterschaft zu nehmen, als sie es suchte und es sich ihr bot, ist ebenso wie die Frauen, die im Tageskampf für ihre Geschlechtsgenossinen mutig eintraten, eine Wegebereiterin der neuen Jugend gewesen. Es kann sie mit Stolz erfüllen, daß die Problematik ihres Buches heut überaltert ist. Daß der Pendel jetzt vielleicht zu weit nach der anderen Seite ausschlägt, ist nur Naturgesetz. Füllen, die zu lange im Stall gehalten worden sind, machen wilde Kapriolen. Was sie in gutem Recht bekämpft hat, liegt am Boden, und darauf kommt es an.

Mit Gabriele Reuter wesensverwandt, aber mit stärkerem Bedürfnis zur Satire, war „Hans v. Kahlenberg". Sie hieß Helene v. Monbart und war die Tochter eines Generals. Eine ihrer Schwestern ist die Gattin des Ad-

mirals v. Müller, des einstigen Chefs des Marinekabinetts, der im Kriege seinen klaren Kopf behielt und der den wilden Männern, die ihm den bösen Zunamen „Rasputin" gaben, ebenso ein Dorn im Auge war wie der Chef des Zivilkabinetts v. Valentini und der Oberhofmarschall v. Reischach. Die andere, nach kurzer Ehe Witwe eines Engländers, bildhübsch, energisch, schlug sich, unsterblichen Trotzes voll und den Augenblick nutzend, bis zu ihrer zweiten Ehe „mit der Barbarei des Lebens" herum. Da Hans v. Kahlenberg die Modelle ihrer Figuren ihrer Umgebung entnahm und deren Traditionen mehr denn ein Schnippchen schlug, folgte jedem neuen Buche ein neuer Familienkrach. Der Vater aber, mit dem sie zusammenlebte, konnte ihrer hausfraulichen Talente doch nicht entraten. So kam es immer bald wieder zur Aussöhnung, obwohl sie sicherlich wohl niemals ein pater peccavi, noch weniger ein noch bedeutsameres soror peccavi reuevoll gesprochen hat. Wer einmal die Wilhelminische Epoche soziologisch schildern will, darf an der „Familie Barchwitz", an den „Sembritzkis", am „Nixchen" nicht vorübergehen. „Nixchen" schlug ein, wie einst in Paris sein Gegenstück: Bourgets „Demivierges". Beide schufen der ganzen Kategorie junger, lüsterner, aber vor dem letzten Schritt zurückschreckender

Mädchen den Gattungsnamen. Motto: „Tout ce que vous voulez, mais pas ça." Irgendein Staatsanwalt nahm Ärgernis oder irgendein Borries von Münchhausen zeigte sie an. Ein hochnotpeinliches Verfahren wurde eröffnet. Die Ärmste, gekränkt in ihrer Frauenehre, noch mehr in der Ehre ihres Berufs, litt unsäglich. Ich hatte vor ihrer ernsten Arbeit immer großen Respekt, nie aber mehr, als wie sie aufbrauste, weil ich, von ihr zu Rate gezogen, sie damit zu beruhigen suchte, ein Freispruch sei sicher; dann wäre die Anklage eine ungeheure Reklame.

Später emanzipierte sie sich von ihrem Milieu. Sie schilderte die Bohème. Man spricht gern ein wenig ironisch von den „Malmädchen". Ich bewundere die tapferen Mädchen, Malerinnen, Schriftstellerinnen, Kunstgewerblerinnen, später auch Tanzbeflissene, die mit sehr viel Idealismus und sehr wenig Geld, ohne recht mit ihren Kräften haushalten zu können, ihren sehr hochgesteckten Zielen bald in Berlin, bald in München, bald in Paris zustreben. Die jungen männlichen Künstler gehen wenigstens zum Mittagessen in die Kneipe. Wenn sie dort auch nur den Ruhm der Anerkannten mit Keulenschlägen zertrümmern, so spannen sie doch für einige Stunden aus. Die Mädchen kochen sich irgend etwas im Atelier auf dem Petroleumkocher. Ich heftete einmal einer von

ihnen ein Plakat an die Wand: „Kapern haben keinen Nährwert."

Den Titel des Buches der Kahlenberg, der in diesem Milieu spielt, habe ich vergessen. Einen Satz aber, der für die Epoche der Mischung des englischen Präraffaelitismus mit dem Ästhetizismus des „L'art pour l'art" typisch ist, habe ich behalten: Eine Malerin hat sich nach längerem Zögern doch entschlossen, den Engel gelb zu malen: „Gelb ist so artistisch." Jetzt finden wir den Namen Hans v. Kahlenberg nur noch gelegentlich in Feuilletons. Schade. Läßt ihr die Ehe nicht Muße zum Schreiben oder findet sie zum Neuen kein Verhältnis?

SALONS

Der alte Berliner Salon aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist durch Bernstein, Professor des Rechts an der Berliner Universität, wieder erweckt worden. Ich bin der Familie erst nach seinem Tode näher getreten und habe seines Wesens nur durch das Porträt Max Liebermanns und seine mit neidischer Bewunderung betrachtete Bibliothek einen Hauch verspürt; die Bibliothek enthielt in meist signierten Maroquin-Bänden Erstausgaben von Erasmus von Rotterdam bis Goethe und die später dem Kupferstichkabinett vermachte fast vollständige Sammlung der

französischen Prachtausgaben aus dem 18. Jahrhundert, „dem Zeitalter der Vignette". Sammler im eigentlichen Sinne waren Bernsteins sonst nicht, wenn auch Frau Félicie allerlei Dosen, Miniaturen, reizende Fächer, kostbares Porzellan besaß und sehr gute alte Möbel; namentlich schmückte ein alter Wandteppich mit einer Tenniers-Kirmes und Gobelins mit der Meleager-Sage nach Le Brun die Zimmer in der Stülerstraße. Uns Jüngere zogen besonders die Bilder an. Weniger der Goya und der Brouwer als die französischen Impressionisten, unter ihnen nicht weniger als fünf Manets.

Man kann sich Frau Félicie nicht anders als in diesem bis zum äußersten kultivierten Milieu vorstellen. Aber der Reiz des Hauses war nicht in erster Linie die Umgebung. Vor mir liegt ein Erinnerungsbuch, das Bernsteins Studiengenossen Georg Treu und Gustav Cohn, das Ehepaar von Thur, Georg Brandes, Wilhelm v. Bode, Hugo v. Tschudi, Max Liebermann dem Hause gewidmet haben. Liebermann nennt das Haus den wiedererstandenen Salon der Henriette Herz. Ich möchte es eher mit dem der Rahel vergleichen, die nicht wie die Herz durch Schönheit, die der kleinen zierlichen Frau Félicie abging, sondern durch Geist anzog. Für ihre geistige Bedeutung spricht, daß ihr in Paris Zola und Anatole France als Tischherren gegeben

wurden, für ihr Herz ihre Mitarbeit an der sozialen Bewegung, namentlich auch am evangelisch-sozialen Kongreß.

An vier Sonntagnachmittagen im Winter wurde immer ein wenig musiziert oder Interessantes vorgeführt. So hat Professor Treu einmal demonstriert, wie man einen Durchschnittstypus gewinnen könne. Das Experiment bestand darin, daß er eine Anzahl Köpfe von Menschen verschiedener Berufe: Soldaten, Studenten, Schlosser, ungelernte Arbeiter, übereinander photographiert hatte. Der ganz junge Richard Strauß hat dort im Hause wohl zum ersten Male öffentlich seine Lieder zum Gesang seiner Gattin begleitet, der Jesuitenpater Dr. Moser ein von ihm selbst erfundenes Musikinstrument, das Frau Félicie sein „katholisches Klavier" nannte, vorgeführt. War es nicht auch bei ihr, wo eine Dame von einem Sänger mit sehr süßer Stimme, aber wenig ansprechendem Äußern sagte: „Jedesmal wenn ich ihn singen höre, j'ai envie d'embrasser un autre?" Ein klein wenig Teufelei war bei den musikalischen Veranstaltungen allerdings dabei. Sie sagte gelegentlich: „Auch die langweiligsten Menschen fangen sofort an zu reden, wenn sich einer ans Klavier setzt."

Frau Félicie ist nach langem Siechtum einen schweren Tod gestorben, aber so lange es ging, bis kurz vor ihrem

Ende, hat sie sich zusammengerafft, um ihre Getreuen zu empfangen; auf ihrer Couchette vor dem großen Fenster liegend, auf die Bäume des Tiergartens in der Frühlingssonne blickend. Sie wollte ihre Freunde noch einmal sehen, aber sie wußte auch, daß es diesen ein Bedürfnis war, noch so viel von ihr zu haben, als es das böse Schicksal gestattete.

Gewissermaßen durch Personalunion mit dem Hause Bernstein verbunden war das Haus Dohme. Hier wie dort half Carl Bernsteins Schwester Therese die Honneurs machen. „Tedda", deren schöne Hand, den King-Charles „Tjutju" haltend, Max Klinger in Lebensgröße radiert hat, war auch die Oberhofmeisterin, die etwas spinös altjüngferlich streng die Etikette wahrte. Man durfte in ihrer Gegenwart manches nicht zu sagen wagen, was die Schwägerin mit dem Finger drohend lächelnd quittierte. Wie schnell Menschen vergessen werden, merkte man nach ihrem Tode. Die Gäste ließen sich von einer anderen den Tee kredenzen. Nach einigen Wochen war es, als ob sie nie gewesen.

Frau Dohme war die Witwe des Kunsthistorikers Dohme, der Konservator der Kunstschätze des königlichen Hauses war — seinen offiziellen Titel weiß ich nicht genau — und der zum Kreise des kronprinzlich,

später kaiserlich Friedrichschen Hauses gehörte. Bei Frau Dohme fand sich alles zusammen, was sich zum geistigen Berlin zählte. Sogar Jünger Stefan Georges fehlten nicht. Der Meister selbst, dessen Aussehen sie als einen „Dante mit Fledermausflügeln" beschrieben, thronte natürlich in unnahbarer Einsamkeit. Aber sein nächster Vertrauter Melchior Lechter erschien, dessen schlanke blasse Seele gar nicht in seinen runden, roten Körper passen wollte.

Intimer als der häufig überfüllte Salon Dohme war der des Direktors Stern von der Dresdener Bank. Seine Gattin war eine talentvolle Dilettantin, er selbst, dem Kunst nicht Putz sondern Bedürfnis war, war sich der Mäzenatenpflicht des reichen Mannes bewußt. Mit seiner Unterstützung ist auch die ausgezeichnete Kunstzeitschrift „Pan" — nicht zu verwechseln mit der einige Jahre später von Alfred Kerr herausgegebenen politischen Wochenschrift desselben Namens — in's Leben gerufen worden. Leider wurde sie geschäftlich nicht so gut geführt wie künstlerisch. Für ihre Korrespondenz mußten Briefbogen in ganz besonderem roten Farbenton angefertigt werden. Die Abwässer der Fabrik, in der das Papier hergestellt wurde, verschuldeten ein großes Fischsterben, das dem Pan an 30000 Mark Schadensersatz kostete. Dabei waren die Briefbogen nicht einmal schön. „Deine Neueste hat aber

einen korrupten Geschmack", meinte mein Vater, als ihm einmal ein solch roter Briefumschlag in die Hände kam.

Das Herrenzimmer seines Hauses hatte v. d. Velde entworfen. Die Bücherregale waren die Bibliothek an sich. Wie auch das von ihm gezeichnete Tafelsilber das Tafelsilber an sich war.

V. d. Velde war der Erneuerer des Kunstgewerbes, der in einer Zeit, in der ein Sachverständiger vor Gericht bekundete, „echt Eiche" sei nach den Usancen im Möbelgeschäft Eichenfournierung, auf Materialechtheit drang, alle Ornamentik, nicht nur die ihm besonders verhaßten geschnitzten Stilleben auf Buffettüren verwarf und einmal einen Vortrag damit schloß, er würde seine Gäste ebensowenig in einen Raum mit häßlichen Möbeln führen wie in eine Gesellschaft von Zuhältern oder anrüchigen Bankiers. Seine Formgebung leitete er von einer den komplementären Farben entsprechenden Theorie der komplementären Linien ab, die er als Rekonvaleszent am Strande liegend in der Bewegung der ihn anspülenden Wellen entdeckt hatte. Das A und O war ihm das Konstruktive. Er verwarf daher die damals übliche Frauenkleidung. Meinem Einwurf, er entwerfe keusche Kleider für eine unkeusche Zeit, begegnete er damit, er entwerfe sie für seine Frau, die sehr keusch sei.

V. d. Velde hat als Leiter der Kunstschule in Weimar nicht alles gehalten, was man sich versprochen hatte. Daß seine Anregungen zum „Jugendstil", auch „Sezessionsstil" genannt, entarteten und eine Verkäuferin ein Erzeugnis dieser Verirrung aus den „Wiener Werkstätten" als „sehr dekadent, aber doch sehr comme il faut" anpries, kann aber füglich nicht ihm zur Last gelegt werden.

Einmal hatte Frau Malgonia ihren Künstlerkreis zusammen mit der Haute Finance eingeladen. Der Versuch, die Arbeiter des Geistes und die Herren des Goldes zu amalgamieren, mißlang. Otto Julius Bierbaum hat den Abend in einem bitterbösen Gedicht karikiert, obwohl er vielleicht der einzige von allen war, den Reichtum beeindruckte. Am nächsten Tag baten Dora Hitz, die Malerin zarter, wenn auch etwas verblassener Frauenbilder, der Radierer Köpping, der fanatisch die Ansicht zu verfechten pflegte, der Goldton des Frans Hals sei nur Altersdreck, und ich, um eine Audienz in einer höchst wichtigen Angelegenheit. Lachend gewährte sie uns die Bitte, so etwas nie wieder zu tun.

Zwei Schwestern sollen noch genannt werden. Frau Julia und Frau Daisy. Die schöne Frau Julia, das Idol mancher Künstler, war das Urbild der Frau Adah in

„Sodoms Ende". Sie war die Kokette großen Stils. Wenn auch an der Liebe zu ihr der stets mit sich und dem Leben unzufriedene Stauffer-Bern zugrunde gegangen sein soll, die eiskalte Salonschlange Sudermanns — der Ausdruck „kalt wie eine Hundeschnauze" strammt aus dem Stück — war sie nicht.

Frau Daisy war eine Bohèmenatur, die in Tiroler Berghütten und Pariser Nachtrestaurants, in Madrider Grand Hotels und römischen Osterien gleich zu Hause war. Um in ihren Salon zugelassen zu werden, an dessen Wand eine schöne Madonna aus der Schule des Donatello hing und in dem sie, auf ihrem Diwan zurückgelehnt, zwischen vielen Kissen und Blumen über Literatur und Kunst disputierte, körperlich und geistig graziös mit den heikelsten Dingen spielte, genügten Name und Ruhm nicht. Man mußte ihr nicht nur gefallen, sie mußte wissen, daß man ihr getreuer Vasall war. Auch geistig ihr Vasall war. Sie nahm starkes Ärgernis, als ich einmal nachwies, wie leicht Oscar Wildes geistreiche Aphorismen zu formulieren seien, und ein anderes Mal wagte, Wedekind, auf dessen „Frühlingserwachen" mich paradoxerweise Jahre vorher Melchior Lechter aufmerksam gemacht hatte, über Stefan George zu setzen. Ich konnte es wieder gut machen, indem ich ihr die sehr seltene Ausgabe der „Salome", über die ich ge-

höhnt hatte, sie sei viel zu gut, um von Wilde zu sein, mit den Beardsleyischen Bildern auf Japan und den Bezug der „Blätter für die Kunst" verschaffte, von dem die Profanen ausgeschlossen sein sollten. Ein paar Jahre nach dem Kriege habe ich wieder einige Bände George verschenkt. Einem jungen Fräulein, das gern Modernes lesen wollte. Sie war enttäuscht und klagte ihrer Mutter: „Nun hab ich mir etwas Modernes gewünscht, und er schenkt mir etwas Klassisches!"

Der verzärtelnde Ästhetizismus des l'art pour l'art, die Übersteigerung des In-Schönheit-leben-Wollens war das Gegengewicht gegen die Mechanisierung und die Entgötterung einer nur noch naturwissenschaftlich erklärten Welt. Das Gegengift hat den meisten von uns ebensowenig geschadet wie manches andere süße Gift der Zeit. Aber ungefährlich war es nicht. Ein Sproß alter gräflicher Familien suchte den Freitod, weil er als Einjähriger die Häßlichkeit der Kaserne nicht ertragen zu können glaubte. „Kinder müssen Indianer, nicht Velasquez spielen", sagte treffend eine dem Georgekreise nahestehende Malerin, die aber mutterlos fünf Geschwister auch geistig erzogen hatte.

FRAU MEYERHEIM UND FRAU V. LEBBIN

Paul Meyerheim, sehr lang, sehr schwarzbärtig, — seine Frau legte Wert darauf, daß die Familie aus Schweden stamme und eigentlich Meyerjelm heiße, — war voll Humor. „So leicht wie Klavierspielen ist das nicht", sagte er zu dem berühmten Klavierspieler Rubinstein, der einen Fehler beim Whist gemacht hatte. Auch sein Ruhm ging vor dem Ansturm der jüngeren Generation zu Bruch. Er aber und der ebenso lange Maler Hertel trösteten sich damit, daß sie aus dem Handgelenk helle bunte Farbenflecke hinklecksten, sie einrahmten und dann triumphierend als allermodernste Malerei vorwiesen. Weniger resigniert trug es seine kleine rundliche pikkluge Frau, die grollend klagte, das Häßliche sei jetzt das Schöne. Und sie konnte lange ohne Punkt und Komma reden. Sie selbst sagte, sie schaue beim Sprechen auf einen Punkt an der Wand, damit nicht etwa ein fragender Blick den Strom ihrer Rede ablenken könne.

Ernstlicher Wettbewerb drohte ihr nur von Frau v. Lebbin, der Witwe des „Inneren Albedyll", Personalchef im Innenministerium Wilhelm I., der langjährigen Freundin der „Grauen Eminenz" im Auswärtigen Amt, des Herrn v. Holstein. Daß ihre Freunde ihrem politischen Salon auch nach Holsteins Sturz treu blieben und sie

während der langen Jahre, in denen Krankheit sie ans Bett fesselte, regelmäßig aufsuchten, beweist, daß sie jemand war. Ihre Rede zeichnete sich durch ein wunderbares „Kehr-mich-nicht-dran" aus. „Wir Brandtschen Mädchen, — Kinderchen, Kinderchen, — waren eine Macht!" Kokettierende junge Damen warnte sie mit den Worten: „Wahrt euer gutes Rüfchen." Das Pivot ihrer Zeitrechnungen war der Donnerstag. „Also Kinderchen, wann war es? Donnerstag kommt die chinesische Post." Ihr Onkel war nämlich der langjährige deutsche Gesandte v. Brandt in Peking, der 1893 plötzlich quittieren mußte, zum Teil wohl einer Schmähschrift eines gewissen Paasche wegen: „Eine deutsch-jüdische Gesandtschaft." Ihr Inhalt ist mir entfallen, obwohl die drei Bände gerade während meiner Aufenthaltszeit in Tientsin das Unterhaltungsthema bildeten. Ich erinnere mich nur, daß mein in ihr scharf angegriffener Gastfreund, der Vertreter von Krupp, tobte, weil es von ihm hieß, er trete als Dandy in Europa auf, laufe aber draußen abgerissen herum. Eines Tages erschien Frau v. Lebbin bei meiner Mutter, um sich für deren alljährliche Gabe einer Mustorte zu bedanken, die sie, obwohl ein bekanntes Berliner Essen, für ein jüdisches Gericht hielt. Sie trug eine große Perücke: „Ja, Kinderchen, ich bin jetzt überall aufs Land eingeladen.

Soviel, um eine Jungfer mitzunehmen, hat mir Binchen nicht hinterlassen, so brauche ich mich nicht zu frisieren, ich stülpe sie einfach über."

Frau Meyerheim war darin Berlinerin, daß sie sich selbst ironisieren konnte. Es war an einem Sonntag auf dem Jour im Leydenschen Hause, wohl dem einzigen, in dem sich alles, „vom Aristokraten herab bis zum Künstler", um einen Reichstagsabgeordneten zu zitieren, traf. Angezogen von dem Namen des großen Arztes, der die beste Gabe seines Berufes besaß, die Seele des Patienten zu gewinnen, und der seiner Natur nach ein übermütiger Mensch war, — in seinen jungen Jahren kam es ihm gar nicht darauf an, auf einem Diner einfach loszukrähen, — angezogen von seiner Gattin, allgemein „Mieze" genannt, deren geistige Anmut und Mitleben der Ereignisse weder durch das Alter, noch durch die Erschütterung der Katastrophenjahre gemindert wurde. Frau v. Lebbin sprach und sprach. Frau Meyerheim saß vollgeladen mit Geschichten dabei und wartete auf den Schluß, der nicht kam. Resigniert sagte sie zu mir: „Sobald sie sich räuspert, ist sie verloren."

OLDENBERG UND REINHOLD BEGAS

Manche Berliner werden sich vielleicht noch eines sehr alten Herrn mit einem für damals sehr kurz gestutzten weißen Schnurrbart erinnern, der sich häufig, seine schwere Gestalt auf einen Stock stützend, um die eigene Achse drehte, um einem hübschen Mägdelein nachzuschauen. Es war Dr. Oldenberg, der lange Jahre eine parlamentarische Korrespondenz herausgegeben hatte, ein Mann von kaustischem Witz. Er galt darin als der Lehrer Karl Fürstenbergs, dessen sarkastische Bemerkungen ja bekanntlich in Berlin ebenso eine Rubrik bildeten wie einst Stettenheims Wortspiele und Grünfelds Anekdoten. Ein schon des öfteren verlobt gewesener Sohn eines berühmten Vaters sagt ihm: „Schade, Onkel Oldenberg, daß du nicht früher gekommen bist, ich hätte dich dann meiner Braut vorstellen können." „Na, dann überschlagen wir die." Oder: Ein frisch getaufter Berliner Bankier hatte mit vieler Mühe seine Töchter an adelige Offiziere verheiratet. Eines der Enkelkinder litt an einer Phymose und mußte beschnitten werden. „Die Rache Jehovas", seufzte Oldenberg.

Wenn er sich nach dem Diner behaglich in seinen Lehnsessel zurücklehnte und zu erzählen anfing, zermalmten

seine mächtigen Kiefer manchen guten Ruf. Er schonte auch seinen besten Freund nicht: „Gestern hat Rami einmal im Klub gewonnen. Bei der Abrechnung hat doch der eine die Frechheit, mit früheren Spielschulden Ramis aufrechnen zu wollen. Rami war wütend." Oder: „Rami ist kein Pedant, er ist nicht der Meinung, eine Frau sei wie eine Zahnbürste, die man für sich allein haben muß. Übrigens hat er mir selbst gesagt, daß er niemals so verliebt gewesen sei wie auf seiner Hochzeitsreise. Er habe da eine Römerin kennen gelernt, — Rami sagt, es sei die schönste Frau, die er überhaupt gesehen habe."

Rami war der Bildhauer Reinhold Begas, der schönste Mann Berlins, ein Hüne mit einem langwallenden grauen Vollbart, auch in allen körperlichen Spielen gewandt. Er war fast immer Schiedsrichter bei den Ringkämpfen, die das Publikum ebenso erregten, wie jetzt die Boxkämpfe, die bis zum Kriege in Deutschland verboten waren. Die „Deutsche Eiche", „Omer von Bouillon" wurden bejubelt, wie dann Breitensträter und Samson Körner. Bis eines Tages der „Roland von Berlin" Aufsehen erregende Enthüllungen darüber brachte, daß bei den meisten Kämpfen „Phiole" gemacht wurde, d. h. daß sie meistens dahin abgekartet waren, daß der Kampf nicht zu schnell zu Ende ging.

Die Kunst Reinhold Begas' ist wohl an seiner Statur und seinem Vollbart zugrunde gegangen. Um sich ihnen anzupassen, wollte er, statt zierliche kleine Sachen zu machen, — vor dem Gazellenhaus im Zoologischen Garten steht eine solche charmante Gruppe eines Zentauren, der einer Frau auf seinen Rücken hilft — dem Befehl des Kaisers nachkommend, Deutschlands Michel Angelo sein. Schlußeffekt: das Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Zunächst sollte es Hildebrand übertragen werden. Er verdarb es aber mit Wilhelm II., dem er auf seinen Einwurf, sein Großvater sei nicht ähnlich, erwidert haben soll: „In hundert Jahren fragt niemand, wen das Denkmal darstellt, sondern nur, wer es gemacht hat." Womit er sachlich ebenso recht hatte, wie der englische Maler Lavery, der einige Porträts in Berlin gemalt hatte und eine unbefriedigte Bestellerin zurückwies: „Wenn Ihnen nur an einem ähnlichen Bild lag, hätten Sie sich an einen Photographen wenden sollen, Sie haben ja die besten hier in Berlin."

Reinhold Begas' Gattin Grete, die „schöne Gre", die stolz die so viel Zaunköniginnen zugesprochene Krone der „grande amoureuse" trug, besaß das echte Berliner Über-den-Dingen-stehen. So fuhr sie z. B. — jeder der für sie zählte, wußte, wer sie war, und die anderen waren ihr

gleichgültig — in großer Abendtoilette ohne Hut und Mantel in ihrem offenen Ponnywägelchen zur Oper. In einer literarischen Matinee machte sie einmal allerlei flügelmännische Bewegungen ins Parkett hinein. Als ich merkte, daß sie mir galten, ging ich an ihre Loge heran. „Als was glauben Sie, daß ich hier bin?" „Wahrscheinlich interessiert sie der junge Dichter." „Unsinn, als Schwiegermutter bin ich hier. Kinders, kommt man hinter dem Vorhang hervor, ihr braucht nicht die ganze Zeit hinter der Gardine zu knutschen. Und das ist mein Schwiegersohn. Der schönste Bizeps von Berlin." Ich wende mich an die Tochter Molly: „Wann werden Sie heiraten?" „Bald! Papa hat uns dreihundert Mark monatlich Zuschuß versprochen, er wird sie aber wohl in Raten schuldig bleiben."

EINIGES VOM KLEINEN MENZEL

Man hat wohl nicht mit Unrecht gesagt, daß Adolf Menzel höchsten Ortes nicht so geehrt worden wäre, wenn sein erster Auftrag nicht die Illustrierung von Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, sondern die einer Biographie Napoleons I. gewesen wäre. Man sah ihn mit dem breiten gelben Band des schwarzen Adlerordens nach Hoffesten im Café Josty oder in der alten Weinstube von

Friedrichs, wo auch die Sezessionisten lange Zeit einen Stammtisch hatten. In seinen letzten Jahren schlief er häufig ein, bei Friedrichs manchmal zwischen Braten und Omelett. Kein Kellner traute sich, ihn zu wecken, da er bekanntlich sehr grob und unliebenswürdig war. Man sagte, er habe nach dem Erwachen dann den vollkommen eingetrockneten Eierkuchen wenigstens gezeichnet. Weil er eben alles zeichnete, was er sah. Einen meiner Freunde, der vor ihm, als er ihn auf der Treppe seines Ateliers in der Margarethenstraße traf, respektvoll den Hut gezogen hatte, fuhr er an: „Kennen Sie mich?" „Nein." „Na, warum grüßen Sie mich denn?"

Paul Meyerheim erzählte, er sei mit ihm und noch einem Freunde irgendwo im Gebirge gewesen, sie wären zu dritt zum Mittagessen gegangen. Plötzlich sei Menzel verschwunden gewesen. Nach einer halben Stunde fand man ihn vor einem Ziehbrunnen, das Gewinde zeichnend, an dem außer ihm niemand etwas Interessantes entdecken konnte.

Der Geschichten über den kleinen großen Künstler sind unzählige. Hier nur zwei, die ich von Meyerheim hörte und die, glaube ich, noch nicht bekannt sind. Meyerheim führte Menzel in Paris zu Meissonier, der ebenfalls im Wuchse stark zurückgeblieben war. Meisson-

nier sprach kein Deutsch, Menzel kein Französisch, Meyerheim machte den Dolmetscher. Meissonnier hatte gerade irgendein großes Napoleonbild vollendet. Menzel ging vor ihm schweigend auf und ab. Nach längerer Zeit knurrte er: „Der Hut soll doch nicht so bleiben." Meyerheim gab dem auf das Urteil gespannten Meissonnier natürlich eine längere schmeichelhaftere Umschreibung. Meissonnier war seitdem überzeugt, daß es keine so prägnante Sprache gäbe wie die deutsche, in der man in so wenig Worten so viel sagen könnne.

Zu den wenigen Häusern, die Menzel besuchte, gehörte das des Bankiers Schiff in der Tiergartenstraße. Schiff besaß ein Bild Menzels, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, den „Marktplatz von Verona". Hier hatte Menzels einzige Italienreise schon ihr Ende gefunden. Wie ja auch Liebermann von Italien nur Blicke über die Dächer von Florenz, Equipagen auf dem Pincio und Ähnliches mehr mitgebracht hatte. Das traditionelle Italien lag eben beiden nicht. Menzel pflegte bei Schiffs schweigend mit den Händen auf dem Rücken herumzugehen und sich irgend etwas anzusehen. Einmal nahm er sein Skizzenbuch heraus und zeichnete eine Dame. Sie war stolz und überglücklich: Menzel, der abgesagte Weiberfeind, der einmal gesagt hatte, er finde in Frauengesichtern mit den ungegliederten

rosa Flächen nichts Schönes, der Meyerheim gefragt hatte, ob es ihm nicht gleichgültig sei, ob er ein männliches oder weibliches Krokodil male, hatte sie verewigt! Menzel lehnte aber energisch ab, die Skizze zu zeigen; Meyerheim, der einen gewissen Einfluß auf ihn hatte, wurde abgesandt, um ihn doch dazu zu bewegen. Menzel lehnte wiederum ab: „Wie sie sich setzte, hat sich das Kleid hinten so interessant gespannt. Das kann ich ihr doch nicht zeigen."

DIE SEZESSION UND DER FALL TSCHUDI

Schon um die Jahrhundertwende hatte die „Moderne", um einen damals üblichen Ausdruck zu gebrauchen, in der Literatur auf der ganzen Linie gesiegt. Manchmal war dabei nur ein Halbgott durch einen anderen entthront worden. Die Herde der Mitläufer wird zwar stets den Qualitätsunterschied instinktiv fühlen, aber ebenso instinktiv falsch werten, um die Mode mitzumachen, ohne dem Genius auf allzu steinigem Pfade folgen zu müssen. Im weit schwererem Kampfe, als die Literatur gestanden hatte, stand die bildende Kunst. Wenn ein allzu eifriger Staatsanwalt Dichtungen von Dehmel wegen angeblicher Unzüchtigkeit verfolgte, wenn sich die Zensur durch Verbote von Ibsens „Gespenster", von Sudermanns

„Sodoms Ende", von Wildes „Salome" blamierte, hatten die Opfer die öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Daß der Moderne das Königliche Schauspielhaus verschlossen blieb, daß den Offizieren der Besuch von Sudermanns „Ehre" verboten wurde, daß die Hofloge im Deutschen Theater nach der „Weber"-Aufführung gekündigt wurde, reizte geradezu zum Besuch der geächteten Stücke. Wenn aber die Jury einer großen Kunstausstellung ein Bildwerk zurückweist, bleibt es dem Publikum verborgen. Als Munch gezwungen wurde, die erste Ausstellung seiner Bilder aus dem Künstlerhause in der Bellevuestraße in einen zufällig leerstehenden Hofraum U. d. Linden zu verlegen, kamen nur spärliche Besucher.

Obwohl es nach Liebermanns klassischer Formulierung keine Richtungen, sondern nur gute und schlechte Bilder gibt, ist das Neue allerdings immer und überall zunächst abgelehnt worden. Vor den Bildern Böcklins in der kleinen Kunsthandlung seines Propheten Gurlitt in der Behrenstraße wälzten sich zunächst die Betrachter geradezu vor Lachen, in Paris mußte Manets „Frühstück im Grase" durch eine Barriere vor dem Unwillen der Menge geschützt werden, konnte Rodin seine Skulpturen nur in einem Pavillon vor den Toren der Weltausstellung von 1900 zeigen. Die Lage der zuerst zur Gruppe der XI, dann zur

Sezession zusammengeschlossenen Jungen war noch weit gefährdeter. Gegen ihre „Rinnsteinkunst", wie Wilhelm II. sie brandmarkte, wurden die staatlichen Machtmittel in Bewegung gesetzt. Als der Großherzog von Hessen das Protektorat über eine ihrer Ausstellungen übernehmen wollte, wurde ein Ministerialrat nach Darmstadt entsandt, um ihn von diesem an allerhöchster Stelle unwillkommenen Gedanken abzubringen. Der erste Sturm im Reichstag gegen das persönliche Regiment brach 1904 aus, als auf Befehl Wilhelm II. Bilder der Sezession von der internationalen Ausstellung in St. Louis geflissentlich ausgeschlossen wurden.

Die kampfesfrohen Jungen setzten sich zur Wehr. Th. Th. Heine zeichnete für die Ausstellung im neuen Sezessionshause am Kurfürstendamm ein Plakat, auf dem eine Frau vom Rinnsteinrand eine Rose pflückt. Auf den übermütigen Sezessionsbällen im Zoologischen Garten wurden satirische Aufführungen veranstaltet. Es hing z. B. an einem Hause ein Schild: „Bildhauer Streberlein" — Anspielung unverkennbar auf den Kaisergünstling Prof. Eberlein —, darunter eine Klingel mit der Anschrift: „Nachtglocke zum Bildhauer". Oder Slevogt köpfte als rotgekleideter Henker den berühmten „Blue Boy", der uns alle auf einer Ausstellung englischer Bilder so ent-

täuscht hatte, daß eine kluge, malende Freundin sagen konnte, Gainsborough sei der Großvater der kitschigen englischen Christmascard.

Überaus böses Blut machte im Kampf der allerhöchsten Stelle gegen die neue Richtung der Fall Tschudi. Nachdem er Direktor der Nationalgalerie geworden war, hatte er sie nicht nur von dem Wust allzuvieler Schlachtenbilder entlastet, sondern auch sehr populäre, aber nur mittelmäßige Bilder wie die „Jagd nach dem Glück" und den „Zug des Todes" in das oberste Stockwerk verbannt. Und darüber hinaus noch französische „Impressionisten", damals noch als Revolutionäre verschrien, heute als Exponenten überlebter bürgerlicher Kultur geschichtlich in die Vergangenheit eingeordnet, aufgehängt. Eine erregte Auseinandersetzung mit dem Kaiser war die Folge. Seine Frau habe bei ihrem letzten Besuche Bilder, die sie und ihre Kinder liebten, nicht mehr gefunden, Franzosen gehörten nicht in eine deutsche Nationalgalerie usw. Der Bruch wurde verkleistert, auf Befehl des Kaisers mußte ihm aber die Liste der Neuerwerbungen vorgelegt werden. Tschudi ließ sich nun allerhöchsten Ortes verpönte Bilder von Kunstfreunden schenken, schlug aber alsbald den Ankauf eines Bildes des deutschen Nazareners Olivier, eines Schwagers Schnorrs v. Carolsfelds, vor. Er hatte die

Genugtuung, daß der Kaiser, durch den Klang des Namens getäuscht, am Rande bemerkte: „Wieder so ein Franzose." Natürlich behielt Tschudi diesen Schnitzer nicht für sich.

Tschudi fand bei dem Generaldirektor der Museen, Wilhelm v. Bode, nicht die Stütze, die er brauchte und verdiente. Bode, als Mensch nicht annähernd so zuverlässig wie als Kunstgelehrter und Kunstkenner, hätte sich kaiserlicher Ungnade auch dann kaum ausgesetzt, wenn ihm neuere Kunst am Herzen gelegen hätte. Im Hintergrunde wirkte mit, daß Tschudi seine reichen Freunde zu Stiftungen für die Nationalgalerie heranzog und damit den Geldsammlungen Bodes für das Kaiser-Friedrich-Museum ins Gehege kam. Zuletzt stritten sie sich erbittert um die Goyas, von denen ein Teil in der Nationalgalerie, ein Teil im Museum hing. Jeder beanspruchte den ganzen Besitz für sich, Bode, weil sie der Ausklang der älteren, Tschudi, weil sie der Auftakt der neueren Zeit seien. Manches hätte allerdings anders laufen können, wenn Tschudi weltkluger und weniger fanatisch gewesen wäre. Versuchte jemand die damals sehr erregten Debatten über die Hellmalerei mit dem allerdings recht banalen „die Geschmäcker sind eben verschieden" zu besänftigen, fuhr er mit einem „Jawohl, es gibt einen guten und einen

schlechten Geschmack" dazwischen. Einer sehr schönen und in Künstlerkreisen nicht einflußlosen Dame hatte er versprochen, den Giorgione in dem sonst unzugänglichen Palazzo Giovanelli in Venedig zu zeigen. Zufällig stellte sich heraus, daß sie den Berliner Giorgione nicht kannte. „Also nur Snobismus", fuhr er sie an. „Wenn Sie zu dem Berliner, den Sie alle Tage sehen können, nicht gegangen sind, brauche ich mir die Mühe hier auch nicht zu machen."

Tschudi heiratete zum Erschrecken des Kreises ihn anhimmelnder „Frauen im gewissen Alter" eine sehr elegante Spanierin, die er auf der Weltaustellung in Paris kennengelernt hatte, deren Interessen sich aber auf mondaines Leben beschränkten. Die, die ihn mit Ästhetik umschwärmt hatten, verstanden diese geistige Mesallinace ebensowenig wie etwa die Weimarerinnen wahr haben wollten, Goethe sei mit der Vulpius glücklich gewesen. Ich habe niemals einer von ihnen erzählt, daß er mir einmal gestand, wie wohl es ihm tue, nicht sofort über Manet sprechen zu müssen, sobald er nach Hause käme.

Auf die Dauer war Tschudis Stellung in Berlin doch nicht haltbar. Er sollte in Kassel kaltgestellt werden. Er ging dann nach München. Eine seiner ersten Taten war, einen Tintoretto aus Augsburg in die Pinakothek zu überführen. Darüber große Entrüstung bei den Stadt-

vätern in Augsburg. Will man dem „Simplizissimus" glauben, so hat Tschudi sich zur Rückführung des Bildes bereit erklärt, falls sie es in der Galerie herausfinden würden. Was an der Geschichte wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hängt es noch immer dort.

MELPOMENE UND THALIA

Ende der achtziger Jahre entbrannte der Streit um die „Moderne". Ich kämpfte den Kampf mit. Gegen die Zensur, gegen die Kritik, gegen das Publikum. In den Matineen der „Freien Bühne", in denen es gelegentlich zu Tätlichkeiten kam, und in denen Ernst v. Wolzogen aus seiner Parkettloge mit einem dicken Stock die Zuhörer bedrohte. Dann mit Brahm im Deutschen Theater um Gerhart Hauptmann. Später mit Zickel um Maeterlincks drei kleine Stücke für Marionetten in dem kleinen Theatersaal der Sternwarte im Ausstellungspark, um Aglavaine und Selisette — den Theaterzettel hatte Skarbina entworfen, Maximilian Harden hielt die Conference — im Theater am Schiffbauerdamm, das damals noch „Neues Theater" hieß. Endlich um Wedekind, den wiederum Zickel mit dem „Kammersänger" in Berlin einführte. Der Dichter konnte diesem seinem ersten Schritt auf die Bühne nicht beiwohnen. Er saß wegen Majestätsbeleidigung im „Simplizissimus" auf Festung. Zickels Bitte, ihn für diesen einen Tag zu beurlauben, wurde abgeschlagen.

Das große Erlebnis war uns Ibsen. Alle seine Stücke sind heiß umstritten worden, keines aber wohl so wie die „Gespenster". Hier ging der Streit um das alte Problem,

was der Kunst erlaubt sei. Hie „die Kunst soll", dort „die Kunst will". Die Mehrheit weigerte der Kunst die Autonomie. Aber man sprach doch viel von der Lust am Streicheln der Vorhänge aus kirschrotem Samt und zitierte: „Mutter, gib mir die Sonne." Jetzt heißt es, Ibsen sei in seinen Fragestellungen zu zeitgebunden gewesen, sei verstaubt. Ich maße mir kein Urteil darüber an. Damals packten seine Formulierungen so, daß sie als Zusammenfassungen von Gedankenreihen in den Sprachschatz eingingen. „Du hast gesiegt, Galiläer"; „das Wunderbare" auf das Nora wartet; Hedda Gablers „Tod in Schönheit" und „dreieckiges Verhältnis". Ulrich Brendels Bitte um „ein paar abgelegte Ideale"; der Kampf der „idealen Forderung" mit der notwendigen „Lebenslüge" in der Wildente. Das „der Champagner stand auf dem Tische, aber du ließest ihn stehen" der Rita Almers; der Aufschrei der Ella Rentheim, „die Todsünde, für die es keine Vergebung gebe, sei die, das Liebesleben in einem Menschen zu töten."

Trotz unserer Begeisterung für die ernste Dichtung verschmähten wir keineswegs das, was man damals „die leicht geschürzte Muse" nannte. Warum schämen sich so viele, und nicht nur Kritiker, beim Herausgehen aus dem Theater, daß sie gelacht haben? So ehrpusselig waren wir

nicht. Wir hielten es nicht für unter unserer geistigen Würde, uns in französischen Komödien und Schwänken, die im Residenztheater aufgeführt wurden — noch heute, in seinem Verfall, sieht man, wie reizend das Haus war, — zu amüsieren.

Direktor des Theaters war Lautenburg. Genannt wurde er „Lotambur", weil er die harmlose Manie hatte, mit französischen Brocken zu glänzen. Als Reinhardt, Kayßler, Zickel in ihren „Bösen Buben" im Künstlerhaus eine Parodie auf Gorkis „Nachtasyl" brachten, in das alle Berliner Theaterdirektoren durch die scharfen Kritiken Siegfried Jacobsohns, des Gründers und Herausgebers der „Weltbühne", hineingezwungen worden waren, wurden Lautenburg die denkwürdigen Worte: „Parole d'honneur! auf deutsch: vielleicht" in den Mund gelegt. Er hatte Humor genug, um in das allgemeine Gelächter miteinzustimmen.

Lautenburg tat sich auch viel auf seine Bekanntschaft mit allerlei Potentaten zugute. Eines Tages hatte sein Sekretär in einem Dankschreiben eine Hoheit mit Durchlaucht angeredet. Er entschuldigte sich mit Unkenntnis der höfischen Bräuche. „Aber Bettelheim", tadelte Lautenburg, „in was für Kreisen verkehren Sie denn eigentlich?"

Trotz aller seiner Narreteien hatte ihn jedermann gern, weil er gut und hilfsbereit war. Namentlich kurz vor Premieren opferte er gern wie Polykrates seinen Ring. Im übrigen hat er das Verdienst, die „Wildente" zuerst in Berlin aufgeführt zu haben, wenn er es auch vielleicht weniger aus literarischer Begeisterung tat, als um die Rolle des alten Ekdal, im übrigen meisterhaft, zu spielen. Ist doch auch die Matinee, in der zuerst „Gespenster" gespielt wurden, hauptsächlich deshalb zustande gekommen, weil Wallner den Albing spielen wollte.

Die Schlager gingen bis in die neunziger Jahre hinein vom Adolf-Ernst-Theater aus. Der berühmte Refrain: „Hab'n se nich den kleinen Cohn gesehn?" ist durch einen Zufall entstanden: eines der kleinen Fräuleins vom Chor unterhielt Beziehungen zu einem Herrn dieses Namens. Sie schaute durch das Loch des Vorhangs nach ihm aus, und als sie ihn nicht auf seinem gewöhnlichen Platz sitzen sah, trällerte sie die Worte im Rhythmus des Liedes vor sich hin. Auch Thielscher hat dort seinen Ruhm begründet. Besonders durch Charleys Tante, die er dem Kaiser zweimal vorspielen mußte. Ich hatte dieses englische Stück zufällig in London, San Francisco und New York gesehen, Thielscher war aber weit komischer als seine angelsächsischen Kollegen.

Ich stand mit Adolf Ernst sehr gut und benutzte die Gelegenheit, um hinter die Kulissen zu gehen. Die Damen vom Chor, nach damaligen Anschauungen recht leicht bekleidet, wurden vor dem Engagement auf ihren Wuchs untersucht. Aber dadurch wurde ihre Sittenreinheit nicht gefährdet, denn Frau Direktor nahm diese Untersuchung vor. Wehe dem Herrn Direktor, wenn er, wie der Berliner sagt, „auch nur een Ooge riskiert hätte".

Das „American Theater" darf nicht vergessen werden. Es war mehr ein Variété-Theater und schon auf dem absterbenden Ast, als ich ins Leben trat. Sein Star war der urkomische „Bendix". Einige Proben seines Humors: „Also wir sind jetzt nach Teltow gezogen. Meine Frau hat da alles, was die andern Frauen ooch haben. Sogar ein Berliner Zimmer. Wie se det nach Teltow gekriegt hat, weeß ick nich. Nur die Eierkuchen kann se in der Straße nur auf einer Seite backen. Denn wieso? Die andere Seite ist noch nicht bebaut." Oder: „Meiner Schwiegermutter habe ick zu Weihnachten einen Teppich gekooft. Da kann sie druff gehen. Und ne angefangene Stickerei, da kann se dran sticken. Und nen Spiegel, den habe ick alt gekooft, der Verkäufer hat mir aber gesagt, es ist höchstens dreimal ringesehen." Dem gesprochenen Text folgte dann ein gesungener Refrain. — Eine seiner Glanzleistungen war

ein Zwiegespräch mit einem Wiener Fiakerkutscher, der das damals gerade berühmte, von Pick gedichtete Fiakerlied sang. Er erwiderte als Berliner Droschenkutscher: „Da machen se von de Wiener Fiaker solchen Fez, det hat mir als Berliner geärjert mächtig stets usw." Der arme alte Herr ist dann im Kriege von einer Droschke überfahren worden.

Im Sommer gab es noch Kroll. Unter dem alten Engels, dessen Haare und Schnurrbart niemals ergrauen wollten. „Alles geforben, Majestät!" wie er dem alten Kaiser erklärte. Er gab Opern mit berühmten Gästen. Einmal wollte er deren zwei auftreten lassen, jeder verlangte die Hälfte der Einnahme. „Dann, meine Herren", sagte Engels, „darf ich Sie wohl bitten um ein Freibillett?" Die große Anziehungskraft war der „feenhaft erleuchtete" Garten. Über den Wegen und an ihnen zogen sich Girlanden von Gasflammen in Milchglasglocken, die aber doch nicht so hell strahlten, daß sie auf Seitenpfaden Liebespärchen störten oder den Liebesmarkt schädigten.

Kroll ähnlich, aber etwas niederen Ranges, war vor dem Halleschen Tor der Garten des Belle-Alliance-Theaters, in dem meist Possen und Lokalstücke gespielt wurden. Beide wurden dann durch die Konkurrenz des Gartens der großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof erdrückt,

der zwar keine Bäume und lauschige Ecken, aber mehr Gaststätten und Militärorchester aufweisen konnte. Die Restaurants, die sich vom Ausstellungsgebäude spitz in ihn hineinschoben, gruppierten sich zum „Nassen Dreieck", ein Berlinismus, der im Kriege dann durch Ballins „Wir müssen heraus aus dem nassen Dreieck" gefährliches Schlagwort wurde.

GIAMPIETRO UND KAINZ

Auch jüngere Leserinnen werden sich Giampietros erinnern. Wenn nicht von der Bühne her — die Revuen des Metropoltheaters waren für Töchter besserer Familien Tabu —, so doch des überschlanken Mannes mit der großen, vergnügt ins Weltall stoßenden Nase, der, in einen tadellos sitzenden Gehrock eingezwängt, den Zylinder verwegen auf dem Haupte, die Arme, wie es sich für ein „Gigerl" ziemt, vom Körper abgespreizt, hyperchic, die Linden entlang — ich möchte sagen — segelte. Ein ausgezeichneter „Ricaut de la Marlinière", ein vorzüglicher „Kammersänger" in Wedekinds gleichnamigem Stück, konnte er auch tragische Akzente finden, wenn er im kleinen Kreise ernste Chansons sang, wie „Mein Vater hat mich herausgetan, weil ich zu wenig Jus studiert, weil

ich die dicke Magd verführt usw." Zu der seinem Talent und seiner Persönlichkeit unterwertigen Revuebühne hatte ihn die hohe Gage gelockt.

In den Kreisen der Schauspieler, die sich gern selbst ironisieren, sagt man, auf ihre Frage, was man glaube, daß man Gage habe, könne man dasselbe erwidern wie einem Jäger, der fragt, was man glaube, daß er geschossen habe: die Hälfte. Giampietro hatte aber tatsächlich 42 000 Mark im Jahr. Nur die Gage Matkowskis war noch um einige tausend Mark höher und betrug damit ungefähr das Doppelte der nächsthöchsten der Vorkriegszeit. Trotzdem fühlte sich Giampietro in seiner Stellung nicht wohl. Die Saharet wollte einmal einen Sketch mit ihm spielen. Er lehnte ab: „Das Metropoltheater genügt mir gerade zu meinem Glück."

Als Kainz von München nach Berlin kam, umwitterten ihn Gerüchte einer innigen Freundschaft mit Ludwig II. von Bayern, jenes menschenscheuen, frauenfeindlichen Monarchen, der nachts mit Fackelreitern im Schlitten durch die Berge fuhr, im einsamen Schloß, inmitten einer romantischen Theaterdekoration, auf künstlichem Teich als Lohengrin kostümiert herumfuhr, sich als Sonnenkönig fühlte, Todesurteile über Minister und Diener verhängte, von denen er überzeugt war, daß sie ausgeführt wurden und protzige

Paläste im Stile Ludwigs XIV. aus unechtem Material bauen ließ, bis er in wirklichem Wahnsinn sich und seinen Arzt im Starnberger See ertränkte.

Interessant war es, den „Cyrano von Bergerac" von Kainz und von Coquelin zu vergleichen. Beide beherrschten Bewegungen und Sprache vollkommen. Darüber hinaus gab Kainz der Rolle Fleisch und Blut. Zum Nachteil Rostands. Nun trat allzu deutlich hervor, daß der Dichter sein Stück als Lustspiel begonnen, als Operette fortgesetzt und als Tragödie beendet hatte. Aber Kainz war launenhaft. Wenn ihm irgend etwas nicht konvenierte, markierte er nur. Er hatte damit angefangen, um Barnay zur Lösung eines Kontraktes zu zwingen, aus dem er ihn freiwillig nicht entlassen wollte. Aber auch später leierte er gelegentlich mißmutig eine Rolle nur herunter, ohne Rücksicht darauf, daß die Zuschauer Geld bezahlt hatten, um ihn spielen zu sehen.

Sein Tod war grausig. Er wußte nicht, daß er verloren war, und er kam nicht darüber zur Ruhe, daß das Burgtheater sein Engagement nicht verlängerte. Sein Agent Strebacher bat den Generalintendanten v. Berger um einen Scheinkontrakt, die Bürokratie der Verwaltung zögerte aber, bis es zu spät war. Nach dem Tode nahm sein Kollege Treßler, der einmal Bildhauer gewesen war, die Toten-

maske ab. Er ölte zu wenig. Er mußte sich über den Leichnam knien, um das Gips abzureißen. Dabei fiel das Kinn herunter, ein gurgelnder Ton drang aus dem Körper, die Zunge schob sich aus dem Mund heraus, als ob, so erzählt Treßler selbst, der Tote höhnen wollte: nicht einmal das kannst du!

VEDETTES

„Vedettes" heißen in der internationalen Artistensprache die hervorragenden Künstler, deren Namen auf dem Theaterzettel durch den Druck hervorgehoben wird. Es sei gestattet, einige Schauspielerinnen so zu nennen, die in Berlin in Sicht gestanden haben.

Über ihre künstlerische Tätigkeit hinaus, nicht zuletzt durch ihre Aventiuren, gab Helene Odilon Berlin Gesprächsstoff. Mit heißem Blut verschenkte sie ihre Liebe. Nach Laune und Stimmung zog sie mit der Grazie der Selbstverständlichkeit den und jenen an sich, um sich einem Dritten, der sie mit Gold überhäuft hätte, zu versagen. So schnell sie erhört hatte, so plötzlich nahm sie sich zurück. Sobald es ihr „keinen Stich mehr gab", wenn sie ihn unverhofft sah. Ihr dicker, böser Mops fühlte instinktiv den Umschwung ihrer Gefühle, er fletschte den

an, den er bisher wedelnd begrüßt hatte. Kein Mann hat ihrem Charme widerstanden; alle sind ihr Freunde geblieben, wenn sie auch noch so sehr darunter gelitten hatten, daß ein anderer sie von heute auf morgen verdrängt hatte. Und aus war: aus. „Reprisen" gab es nicht; auf Verflossene brauchte niemand eifersüchtig zu sein. Wenn ihr offizieller Freund, ein bekannter Sportsmann, der ihr keinen auch noch so kostspieligen Wunsch versagte, dem sie aber ihre schönen Perlen und ihr bißchen Geld opferte, nachdem ihn verfehlte Getreidespekulationen um sein Vermögen gebracht hatten, seinem Zorn über eine Untreue handgreiflichen Ausdruck gegeben hatte, um dann reuig wieder zu ihr zurückzukehren, hielt sie kurze Zeit Ruhe. Bis mir ein telefonischer Anruf: „Wir waren gestern bei Uhl", zeigte, daß sie wiederum ein Alibi brauchte.

Erst ihr letztes Auftreten in Berlin bewies, daß sie mehr als nur die Anmut ihres Wesens und den Zauber ihrer Persönlichkeit auf die Bretter trug. Ein allzu großer Skandal hatte ihr die Stellung am Königlichen Schauspielhaus gekostet. Ihr Freund pachtete kurzerhand das Wallnertheater für sie, dessen Direktor Hasemann in Schwierigkeiten geraten war. Hasemann studierte die Pantomime von Worms und Carré: „Der verlorene Sohn" ein, die in Paris großen Erfolg gehabt hatte. Dort

war die Pantomime mit dem Pierrot — die Pantomime als Schauspiel, nicht als Ballet, wie z. B. die „Puppenfee" — vom „Club des Funambules" wieder erweckt worden.

Helene Odilon und ich lasen das Buch beim Mittagessen, dicke Tränen tropften in unsern Milchreis. Zwei der wirksamsten Bewegungen, die eine, mit der sie einem Negerboy ein Tablett mit der Fußspitze aus der Hand schlug, die andere, unsäglich rührende, mit der der verelendet Zurückkehrende die Hand und dann den Arm furchtsam und zögernd durch die Tür des Elternhauses schiebt, fand sie sofort intuitiv. Schwierigkeiten bereitete die Szene, in der Pierrot Falschspiel übt. Wie sollte man ausdrücken, daß er mit gezinkten Karten arbeitet? Endlich kam ich auf den Gedanken, sie müsse wie vor einem Geräusch aufschrecken, auffahren, sich halb umdrehen und, sich an den Tisch lehnend, die Karten rückwärts mit den Händen bedecken. Der große künstlerische Erfolg der Odilon fiel in einen wundervollen Frühling und konnte Hasemann nicht vor dem Zusammenbruch retten. Sie ging dann nach Wien. Eine ihrer Glanzrollen wurde die „Zaza", die für die ihr artverwandte Réjane geschrieben worden war: die Frau, die liebt und verlassen wird. Es tut sehr weh, man macht aber keine großen Worte darüber, man trägt es, nicht weil Sichtrennenmüssen all-

gemeines Schicksal ist — das war das Gebiet der Else Lehmann —, sondern weil es Hilfskonstruktionen, Kompensationen gibt und eine neue Liebe sicher kommen wird.

Ein vorzeitiger Schlaganfall, der auch ihre Sprache schwer machte, lähmte Helene Odilon. Weder Ärzte, noch Quacksalber konnten ihr Heilung bringen. Das Schicksal war hart und ungerecht gegen sie. Eine eigentümliche Duplizität der Ereignisse hat es gewollt, daß Felicia Mallet, die den „Verlorenen Sohn" in Paris kreiert hatte, auch durch eine frühzeitige Lähmung ihrer berühmt schönen Beine aus ihrer Laufbahn geworfen wurde.

Die weibliche Rolle im „Verlorenen Sohn", die kleine Verführerin mit dem graziösen Namen „Phrynette", war einer jungen Schauspielerin zugedacht, deren Name bisher kaum bekannt war. Es war die später in Wien als Operettensoubrette berühmt gewordene Ännie Dirkens. Typische Range aus Berlin O., hatte sie den Witz ihrer Heimatstadt. Im Temperament der Odilon ähnlich, konnte und wollte sie ihren Neigungen nicht widerstehen, wenn sie, wie sie sagte, „dringend liebte". So verschwand sie plötzlich von den Proben zum „Verlorenen Sohn" nach Leipzig. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. Bei einer Walküren-Vorstellung flog plötzlich ein Gummischuh auf die Bühne, den sie einer Kollegin an den Kopf werfen

wollte. Sobald ihre Eifersucht geweckt war, kannte sie keine Grenzen. Ich erinnere mich einer großen Szene mit einer berühmten Wiener Tragödin, bei der ich, nicht Gegenstand des Streites, den Übergang vom Schimpfduett homerischen Ausmaßes zu Tätlichkeiten nur dadurch verhinderte, daß ich den Warnungspfiff der Straße ausstieß und „Polente" rief, so daß die Kämpferinnen in das allgemeine Gelächter einstimmen mußten.

Von dieser Tragödin, dem Urbild der „Schauspielerin" in Schnitzlers „Reigen", hat ein führendes Mitglied der Bühnengenossenschaft, der das wehmütig ironische Wort geprägt hat: „Wir Komödianten sind alle arme Irre", einmal treffend gesagt, sie mache von dem Recht des Schauspielers, meschugge zu sein, einen allzu ausgiebigen Gebrauch. Auch im täglichen Leben war sie in Haltung und Sprache würdevolle Königin. „Adele, du hast jetzt eine große Gage, du mußt dir eine neue Boa zulegen", riet einer ihrer Mitspieler; „Haase, das verstehst du nicht; Herzoginnen tragen solche Boas", lehnte sie ab. Alles in allem trat sie aber nur in die Fußtapfen einer noch größeren Vorgängerin, in die der Charlotte Wolter, deren berühmten „Schrei" niemand vergessen wird, dem er einmal durch Mark und Bein gegangen ist. Als diese grande amoureuse heiraten wollte, erzählte sie, sie habe ihrem

Zukünftigen alles gestanden. „Alles?" — „Jawohl." — „Was für ein Mut!" sagte eine Freundin. „Was für ein Gedächtnis", seufzte die witzige Gallmeyer, die weltberühmte Soubrette.

Weit stärker als die Übersiedlung norddeutscher Künstler nach Wien war die Auswanderung von Österreichern nach Berlin. Man sah zwar an der Donau auf die neue, von höchst tüchtigen aber sehr unsympathischen Preußen bewohnte Kaiserstadt mit einer gewissen Verachtung herab, man verschloß sich aber der Erkenntnis nicht, daß sie mehr Gelegenheit zum Fortkommen bot. Namentlich drängten sehr viele aus der Leopoldstadt, wo es von jenen sehr gewandten Juden wimmelte, die sich eben aus dem Proletariat heraufgearbeitet und ihr Asien gerade abgeschüttelt hatten, zu den Berliner Theatern. Von daher kam auch Jenny Groß, die Wien verlassen mußte, weil sie das Blankoakzept eines Erzherzogs mit einer doch allzu hohen Summe ausgefüllt hatte.

Sie spielte zunächst am Königlichen Schauspielhaus. „Frl. Groß a. G.", so hieß es auf dem Theaterzettel; „a. G." bedeutete „Gastspiel auf Engagement". Andere Gäste wurden dadurch geehrt, daß an Stelle des Namens zwei Striche oder drei Sterne gesetzt wurden, der Name kam dann gesondert unter das allgemeine Personen-

verzeichnis. Die Sitte, an Stelle der Geschlechtsbezeichnung den Vornamen zu setzen, wurde erst später, ich glaube von Brahm, eingeführt. Vielerlei Gerüchte waren dem Debut der Groß vorausgeeilt. Man nannte die Namen derer, die sich für die eleganteste Frau von Wien ruiniert haben sollten. Vierzig Toiletten würde sie mitbringen. Und Wiener Toiletten bedeuteten damals dasselbe wie Pariser Modelle; die unentbehrlichen Wiener Schneiderkleider schlugen sogar die Pariser. Man sprach von dieser Pracht, wie Fontane sagt, „wie von dem Einzug des Zirkus Renz mit vierzig Pferden." Ob Jenny Groß dann am Schauspielhaus engagiert wurde, weiß ich nicht mehr. Ihren großen Erfolg hatte sie am Lessing-Theater als „Madame sans gêne". Hier konnte diese begabte Dilettantin ihre zwei Klischees in Reinkultur zusammensetzen: das süße Mädel mit dem goldenen Herzen, das aber fesch und resch auch dem Hochgestellten die Wahrheit geigt, und die unwiderstehliche Salondame, am besten Witwe, die man sehr häufig auf der Szene, fast nie im Salon traf, die mit Männerherzen spielt, aber Liebe nur mit dem Ring am Finger gewährt und dabei die schönsten Kostüme unnachahmlich wie ein Modekupfer trägt. Im übrigen war Jenny Groß eine charmante Frau, mit der man gut plaudern und sich necken konnte, wenn sie wußte, daß man wußte, in ihrem

Leben sei für „Unnötige" — ein Wiener Theaterausdruck für Kollegen und andere Jünglinge, deren Revenuen weit geringer sind als ihre Liebenswürdigkeit — kein Platz.

Bis zum Auftreten von Jenny Groß war Marie Barkany die Repräsentantin der Eleganz am Königlichen Schauspielhaus. Um wiederum „Th. F." zu zitieren: „Schiller und Goethe traten mehr und mehr zurück, Bonnwitt und Littauer (der „Kuhnen" der siebziger und achtziger Jahre) mehr und mehr hervor." Aber ihre Eleganz war doch mehr transleithanisch; vielzuviel Brillanten, vielzuviel Pelz, vielzuviel Straußenfedern.

Marie Barkany war wirklich Ungarin. Magyaren sind bekanntlich ritterlich — das glaubte man sogar in Wiener Neustadt bis 1916 —, Ungarinnen feurig: Tokayer, Rhapsodien, Czardas. Nur die Polinnen rangieren seit dem berühmten Lied aus dem „Bettelstudent" im Verzeichnis der Leidenschaften neben ihnen. Die Tschechinnen gaben sich daher gern als Ungarinnen aus. Im alten Österreich wußte man, weshalb. „Hochwürden, ich bin ein Böhm'." „Stirb ruhig, mein Sohn, eine Schand ist es schon, eine Sünd' aber net." Die böhmische Mehlspeise ist berühmt, aber gegen Paprikagulasch kommen die Dalken doch nicht auf.

Die Ungarin war meist Chanson- oder Operettensängerin. Obwohl wir Deutsche gegen Dialekt ziemlich unempfindlich sind — wir ertragen Mannheimisch, Schlesisch auf der Bühne und haben sogar den galizischen Anhauch, den Sonnenthal als Burgtheaterdeutsch gab, gepriesen —, ungarische Tragödie ging aber doch nicht, auch bei der Barkany nicht.

Dem altetablierten Ruf der Ungarin hätte auf der Bühne und im Katalog der Minne die Kroatin gefährlich werden können, wenn Halbasien uns mehr Vertreterinnen gesandt hätte. Es kamen aber nur Betty Stojan, der Star des Wiener Karltheaters, mit einer humoristischen Stupsnase, sehr gerade gewachsen, mit breiter Brust und schmalen Hüften, an das Metropoltheater — sie wurde von den Kolleginnen viel beneidet, als sie einen reichen Russen heiratete — und Marianne Bedekowicz. Ihr Name stand zwar auf dem Zettel, wie eine Rivalin höhnisch sagte, nur dort, wo auf der Speisekarte der Käse steht. Aber wenn sie auch, wie es beim „Bau" heißt, nur „Volk im Gedränge" spielte, außerhalb der Bühne schlug sie durch ihre Reize weit berühmtere Kolleginnen.

SARAH UND YVETTE

Sarah Bernhardt hat ein halbes Jahrhundert die fünf Weltteile mit dem Ruhm ihrer Kunst, dem Lärm ihrer Extravaganzen und ihrer Reklame erfüllt. Ich sah sie zuerst 1881 in Nancy in Victor Hugos „Hernani". Ich war zu jung, um ihrer Kunst kritisch gegenüberzutreten, aber ich sehe die überschlanke Frau, deren Fleischlosigkeit in jenen Zeiten, wo Rundungen Mode waren, zu zahllosen Scherzen Anlaß gab, in einem gelben Atlaskleide mit großen, schwarzen Rabenflügeln auf den Schultern, noch vor mir. Man glaubte, sie stände damals schon im Zenith ihres Ruhmes. Sie verließ die große Tragödie und fand namentlich in Sardou, dem Meister des sich zu einer großen Szene, der „scène à faire", zuspitzenden Schauspiels, den Autor, den sie brauchte. In „Fédora" hat ihr berühmtes „Töte ihn!" viele, viele Tausende erschüttert.

Zuletzt sah ich sie nicht allzu lange vor dem Kriege in ihrem eigenen Theater in Paris. Wie alt sie war, wußte niemand. Jedenfalls war sie in den Jahren, in denen damals Großmütter Strümpfe für die Enkel strickten oder ihnen Märchen vorlasen. Sie spielte in einem Stück von Zamoicis einen Pagen; man glaubte ihn ihr sogar noch, als sie mit dem Florett focht. Von dem berühmten Wohllaut

ihrer „goldenen Stimme" war allerdings nur noch ein kleiner Rest vorhanden; sie wußte ihn aufzusparen und konnte dann mit dem Klang allein noch zu Tränen rühren.

In Berlin ist sie zuerst im Opernhaus als „Phädra" aufgetreten mit Massenets Musik, die Colonne mit seinem Orchester spielte. Bis dahin hatte sie Deutschenhaß gehindert. Dieser Haß hatte einem deutschen Gesandten in Kopenhagen, Herrn v. Magnus, die Stellung gekostet. Er trank ihr auf einem ihr zu Ehren gegebenen Bankett zu, sie antwortete laut mit einem: „Auf Elsaß-Lothringen." Nach ihrem Gastspiel sprachen einige deutsche Kolleginnen nur noch mit vorgespitztem Mund, um sich ihrer Sprachtechnik zu bemächtigen, die einer ganzen Schule eigen gewesen sein muß; auch Mounet-Sully von der Comédie Française sprach in derselben Art.

Man hat viel darüber gestritten, ob sie mehr als eine Virtuosin war. Obwohl sich nicht selten die Routine und das allen Stars eigentümliche Streben, keine anderen Göttinnen neben sich zu dulden, peinlich bemerkbar machte, ist es ohne Einschränkung zu bejahen. Wenn ich auch den überraffinierten Ästheten nicht folgen kann, die sie über die Duse stellten, weil sie mehr Distanz zur Wirklichkeit finde und nie vergessen lasse, daß sie Theater spiele. So habe sie einmal, als sie etwas erkältet die

Kameliendame spielte, das Taschentuch weggeworfen, um nicht den Anschein zu erwecken, es gehöre zur Darstellung einer Schwindsüchtigen.

Yvette Guilbert ist die Sarah Bernhardt des Brettls genannt worden. Sie selbst schrieb bescheidener auf eine Photographie für einen berühmten Berliner Arzt, der sie operiert hatte: „La reine des Cafés-Concerts à l'empereur du bistouri." Die Meinung der Welt bestätigt diesen Titel. Im eigenen Lande aber enthielt man ihr die Ehrenlegion vor, auf die nicht nur die geniale Künstlerin Anspruch hatte, sondern die ihr auch als Französin zukam, die Kulturpropaganda größten Stils für ihr Land geleistet hat. Sie hat sich den Orden dann auf einem Frühstück ertrotzt, indem sie dem Minister die Unterlassungssünde öffentlich vorhielt. Man kann rufen: „Bravo, Yvette", wenn sie selbst, die niemals einen andern Schmuck trug als eine große Fledermaus von Lalique, wirklich Wert auf das rote Bändchen legte.

Yvette fand kongeniale Dichter, die den Ingrimm, den Haß, das Mitleid und die große Verachtung in unpathetische Liedchen kleideten. Aber darin liegt nicht, wie Neiderinnen sagten, das Geheimnis ihres Erfolges. Diese Chansonniers kamen nur ihrem Genie zu Hilfe. Über alle erhob sie, daß sie wußte, Genie sei auch Fleiß. Wenn sie

keine Lieder hatte, durchgrub sie die verborgenen Schätze der Staatsbibliothek. Ich führte sie einmal in ein kleines Kabarett in der Passage, wo eine ganz junge Sängerin kaltschnäuzig Berlinisches vortrug. Obwohl sie kein Deutsch verstand, urteilte sie, die junge Claire Waldoff sei die allererste von den vielen, die sie gesehen habe, aus der etwas werden könne, „wenn sie arbeitet".

Die Erscheinung der Yvette in den Jahren ihres Aufstiegs hat Toulouse Lautrec, jener Zwerg aus altem Grafengeschlecht, ein Enterbter der Natur, der, gleich Yvette, die Tragik der Enterbten der Gesellschaft, die Verzerrungen des Lebens empfunden hatte, in Lithographien und Plakaten festgehalten. Sie selbst hat nach zwei Romanen, die manches Autobiographische enthalten, die aber ebenso mißglückt sind wie ihr einziger Versuch als Schauspielerin, mit Meisterhand das „Lied ihres Lebens" geschrieben.

Um daran zu erinnern, wie sie in ihrer großen Zeit auf uns wirkte, sei mir erlaubt, einiges von dem wiederzugeben, was ich begeistert im Januar 1902 in der „Bunten Theater- und Brettl-Zeitung" geschrieben habe:

„Als mit dem Fall des zweiten Kaiserreiches auch der Stern Theresas verblich, schien die Kunst des Brettlsanges verloren. An ihre Stelle waren die Sprünge exzentrisch

entblößter Chansonetten und die Zuckerbäckergrazie getreten. Paulus schien zwar eine kurze Zeit lang Ange Pitous Rolle spielen zu wollen, doch er verschwand zugleich mit Boulangers Ruhm. Scholander, der König der Bänkelsänger, vermied es, zwischen dressierten Hunden und Bauchrednern aufzutreten.

Da erschien auf dem Montmartre in einer bösen Spelunke eine unbekannte Sängerin. Schon die Neuheit der Kleidung verblüffte: Statt der seidenen Strümpfe und des Froufrous rauschender Unterröcke ein langes, schlichtes, weißes Kleid (damals noch nicht in den schönfließenden Falten eines für sie allein in Lyon gewebten Crêpe de chine), statt entblößter Arme lange, schwarze Handschuhe bis zu den Ellbogen. Nicht schön, diese Novize; auf einem langen, hageren Körper ein Kopf mit amüsant geschwungener, beinah humoristisch neugieriger Nase, grotesk à la mode gefärbten Haaren, mit Linien, die Kenntnis aller Laster und Leidenschaften bis tief unter die herabgezogenen Mundwinkel gefurcht hat, die Maske eines tragischen Clowns.

Das war Yvette Guilbert.

Diesen Typ in Schwarz und Weiß, die Eckigkeit zur Monumentalität stilisiert, die Wirkung des Holzschnittes

oder vielleicht besser noch des Plakats, hat die Yvette festgehalten.

In Aristide Bruands Straßenballade, „Rose la Rouge," einem Kriegsrufe aus dem Grenzland zwischen Armut und Verbrechen, geht sie mit den langen Schritten der streichenden Dirne aus der Hüfte heraus auf und ab, auf und ab. Diese Gangart ist häßlich, aber sie weiß so zu rhythmisieren, daß wir einen großen Tiger hinter den Stäben seines Käfigs hin und her schleichen sehen.

In Jouys „Pierreuse" wohnt die Straßendirne der Hinrichtung ihres Zuhälters bei. Die Guilbert hebt sich lediglich auf den Fußspitzen, wendet sich mit gespanntem Oberkörper und gerecktem Hals halb um, und wir wissen, daß die Unglückliche über den Köpfen der Menge hinweg den letzten Blick ihres Geliebten erhaschen will.

Oder in dem Märchen mit den vier Kindern. St. Nicolas ermahnt den Mörder zur Reue. Yvette steht ganz gerade, der eine Arm hängt schlaff herunter, der andere ist im Ellbogen gebeugt, so daß der Oberarm steif emporsteht, die Finger sind wie zum Schwur erhoben, und vor uns steht eine jener Heiligenfiguren, die in katholischen Ländern an den Kreuzwegen errichtet sind.

Yvette Guilbert spricht mehr, als sie singt, sie gebraucht kaum mehr als eine Oktave; niemals ein pöbelhaftes

Unterstreichen des Wichtigen, niemals ein aufdringliches Charakterisieren der Einzelheiten. Wundervoll die Klangfarbe der Stimme, die uns den Schauer ganz großer Dinge das Rückgrat herunterrieseln läßt, und deren Timbre, einmal gehört, nie wieder vergessen werden kann. Diese Stimme kann schneiden wie ein Messer, schmettern wie eine Fanfare, jubeln wie ein Halleluja und klagen wie ein verlassenes Kind; diese Stimme umfängt das Denken, umklammert die Nerven und herrscht über unser Empfinden mit selbstherrlichem Ermessen. Ein Wort, höhnisch herausgestoßen, und wir ducken uns, wie vor einem Peitschenhieb; ein Satz im Staccato, und wir marschieren mit dem fernen Geliebten in den Kampf; ein paar Reihen, ganz monoton hergesagt, und wir sehen die Verdumpfung der Morphiumkranken; ein kurzes Tremolo, und wir fühlen, daß ein Herz bricht.

Und so singt die Guilbert von lüsterner Unschuld, von lasterhaften Greisen, vom Haß der Ausgestoßenen, von Dirnen, Zuhältern und Mördern, von Not, Schande und Elend. Weit sind wir entfernt, von der heiteren Skrupellosigkeit des zweiten Kaiserreiches, welche die Judic noch verkörperte; an ihre Stelle ist die „Obscénité macabre" getreten, die der Yvette persönlichste Note ist. Sie singt auch lustige Lieder, aber ich habe nie lachen können, denn

der Tod schien die Begleitung zu fiedeln. Was bei andern nur ein freier Scherz ist oder ein laszives Liebeslied, wird in ihrem Munde ein geheimes Laster und perverse Brunst. Mit höhnischem Lächeln stülpt sie eine Narrenkappe auf die Welt, und die Erdkugel wird ein grinsender Totenkopf. In ihr ist Goyas unerbittlicher Haß und des Felicien Rops schauerlicher Satanismus, der kalte Sarkasmus Daumiers und Th. Th. Heines verachtende Ironie.

Sie singt das Grablied einer überlebten Kultur. Und in den Sang hinein schmettert die Freude, daß sie zusammenbricht, diese Welt der Bourgeoisie mit ihrer banalen Behaglichkeit, ihrer pharisäischen Tugend, ihren Freveln ohne Würde, ihren Lastern ohne Größe, ihren Ausschweifungen ohne Grazie. Vor den richtenden Bewegungen ihrer Hand fällt die Maske, und alle Fäulnis wird offenbar, und alles was Lüge, ist und Heuchelei. Yvette Guilbert ist das böse Gewissen der Zeit."

ISADORA DUNCAN

Aus München, damals noch das deutsche Zentrum künstlerischer Ideen, kam um die Jahrhundertwende die Kunde, eine Amerikanerin habe dort, von der Künstlerschaft begeistert aufgenommen, mit nackten Beinen und

Füßen getanzt. Isadora Duncan kam, von vielen später in ihren Erwartungen recht enttäuschten Lebegreisen — die Franzosen nennen diese Spezies „des petits vieux bien propres", es sind solche, die Susanna im Bade belauschten — sehnsüchtig erwartet, nach Berlin. Die Polizei trug zunächst Bedenken, der Tänzerin das Auftreten zu gestatten, da sie sich nur in, wenn auch nicht allzu durchsichtige, Schleier hüllte und sogar die traditionellen Trikots verschmähte. Lenbach hatte jedoch bei Wilhelm II. interveniert, und vor seinem Machtwort zerfloß die Sittenstrenge der Zensur. Isadora tanzte griechische Tänze nach Bildern auf antiken Vasen: „das Land der Griechen mit der Sohle suchend", wie eine Zeitung schrieb. Ihr größter Erfolg war der Frühling nach Botticellis berühmtem Bilde. Obwohl ihr rundes Gesicht mit einer Nase, die man wohl Stupsnäschen nennen durfte, ihre füllige Figur, ihre starken Waden, ihre ausgearbeiteten Knie das gerade Gegenteil einer herben, feingliedrigen, schmalnasigen Quattrocento-Erscheinung waren.

Ich lernte Isadora auf einem Empfang im gastfreien Hause der Malerin Frau Begas-Parmentier kennen, einer Schwägerin von Reinhold Begas. Wahrscheinlich weil ich Englisch sprach, wurde mir der Auftrag, sie zum Buffet zu führen. Sie sprach klug, aber ein wenig gouvernanten-

haft über Griechentum und Tanz. Wie sie überhaupt lehrhaft war und allsonntäglich in ihrer Wohnung in der Viktoriastraße jedem Besucher mit dem Fanatismus der Bekennerin ihr Evangelium von der Wiedererweckung der Welt durch den Tanz predigte.

An jenem Abend brach aber die fröhliche Natur des doch noch sehr jungen Dinges bald durch. Ich lehrte sie Wiener Würstchen, die sie zunächst mit Messer und Gabel tranchieren wollte, so wie es sich gehört mit der Hand essen und vorher in den Mostrich stippen. Da ließ sich ihr der Abgeordnete Graf Oriola, der „Graf im Barte", vorstellen. Sofort ging sie, wieder ganz Ästhetin geworden, in die von ihr bevorzugte Madame Récamier-Stellung zurück, deren Grazie aber ein wenig dadurch gestört wurde, daß das Stück Würstchen mit dem braunen Mostrichhäufchen darauf aus ihrer Hand kerzengerade in die Luft ragte.

Eines frühen Morgens telefonierte Isadora mich an: Auch das Volk müsse sie kennen lernen; gestern bei der Wachtparade sei die Menge so rhythmisch mitmarschiert, daß sie ihre Kunst sicher verstehen werde. Mein Vorschlag: eine billige Vorstellung für 50 Pfennig, fand zunächst begeisterte Zustimmung, dann aber erwachte die smarte Amerikanerin, die sie bei allem Idealismus blieb.

Als sie z. B. ihre Tanzschule hier gründete, wollte sie alle ihre zwanzig bis vierundzwanzig Schülerinnen adoptieren, damit sie ihr nach der Ausbildung nicht davonlaufen könnten. Zu einer Vorstellung für 50 Pfennig würden auch die Leute hinlaufen, die die hohen Eintrittspreise zahlen könnten. Wir stellten also die Billetts den Angestellten der großen Warenhäuser zur Verfügung. Durch Vermittlung eines sozialdemokratischen Freundes, des Dr. Leo Arons, verhandelte ich mit den Gewerkschaften. Neue Schwierigkeiten der Zeit wegen, der Sonntag sei der einzige Tag, an dem der Arbeiter mit seiner Familie zusammen essen könne. Dann kam ein Palaver mit dem Pedell der Kunstakademie. Zwei-, dreimal fragte er mich, ob die Billetts denn wirklich nur für die Kunstschüler sein sollten; er atmete auf, als ich endlich verstand und ihm versicherte, die Freundinnen könnten natürlich mitgehen. Die Vorstellung hatte einen sehr großen Erfolg. Als ich Isadora nach Hause fuhr, versicherte sie mir mit Tränen in den Augen: Endlich habe sie das Publikum gefunden, das ihre Kunst bewundere und nicht nur mit Operngläsern auf ihre Beine starre.

Isadora lebte mit einer Schwester zusammen, einem kleinen, unscheinbaren Wesen, das sich auch in griechische Gewänder hüllen mußte. Es war manchmal recht peinlich,

mit ihnen in der Tiergartenstraße zusammenzutreffen und sich von einer Schar Gaffern umringen zu lassen. Außerdem tauchte auch noch ein Bruder auf, dessen Spezialität chinesische Musik war. Ebenso fanatisch wie seine Schwester, demonstrierte er an Gongs verschiedener Größe ihre Schönheit. War es die Ansteckung seiner Überzeugung, war es mein völliger Mangel an musikalischer Begabung, war es, daß Erinnerungen an den fernen Osten aufstiegen, es gelang ihm, mir den Lärm wenigstens zeitweise verständlich zu machen.

In Dämmerstunden konnte Isadora sentimental werden. Wie den meisten Frauen, war ihr die Kunst letzten Endes doch nur Surrogat, „That's all rubbish". Mutter wollte sie werden, aber — und das war die große Tragik ihres Lebens, daß sie sich von ihren Doktrinen niemals ganz freimachen konnte und innerlich immer ein wenig unwahr blieb — der Vater ihrer Kinder sollte schön wie ein Gott sein. „Give me Apollon." Wenn ich ihr dann auseinandersetzte, daß ein Versuch mit Apollo, der jahrhundertelang mit den Musen getanzt habe, ohne daß eine von ihnen ein Kind bekam, wahrscheinlich mißglücken würde, lachte sie. Ihr Wunsch hat sich aber doch erfüllt; sie hat einen wunderschönen Menschen geheiratet, Gordon Craig, einen englischen Maler, dessen szenische Entwürfe

der Bühnendekoration viele Anregungen gegeben haben. Die Kinder aus dieser Ehe sind in Paris auf schreckliche Weise in einem Auto, das in die Seine stürzte, vor den Augen der Mutter ertrunken.

Isadora ist später von Ort zu Ort gezogen, hat, auf der Akropolis tanzend, dem Genius Griechenlands gehuldigt, hat während des Krieges die Bellona markiert und, wie alle Welt, die „Boches" geschmäht, ohne sich daran zu erinnern, daß ihr Ruhm von Deutschland ausgegangen war. Sie war Kommunistin in Rußland, wo ein junger Schwärmer ihretwegen das Leben fortwarf, hat dann noch einmal, ohne Beachtung zu finden, versucht, die verfallenden Reste ihrer Kunst in Berlin zu zeigen und zuletzt ihre Memoiren geschrieben. Ihr Ende durch einen Automobilunfall war absurd und tragisch wie ihr Leben. Es war, wie wenn die Maschine, die ihr und ihrer Kinder Leben nahm, sich an der räche, die der mechanisierten Welt die Antike entgegenstellte.

Isadoras Tanz war dilettantisch, jedoch nur, weil sie nicht genug konnte, nicht, weil sie nicht tänzerisch fühlte. An einem Abend, wiederum bei Frau Begas-Parmentier, improvisierte sie einen Walzer und ein Menuett. Nur ungern machte ich ihr den Partner, den sie als Piout brauchte, um ihre Tanzarabesken um ihn zu ranken. Was

sie gab, war Sinn und Seele dieser Tänze: im Menuett die Grazie des Rokoko, im Walzer die melancholische Erotik, die sie sonst bewußt aus ihren Schöpfungen ausschaltete.

Sie hat aus voller Überzeugung den Krieg gegen das Ballett geführt, das sie haßte. Wenn sie in halbstündigen Tiraden dagegen loszog, schwand auch der letzte Rest Affektiertheit, den sie sonst nur in traulichen Abendstunden auf Augenblicke verlor. Sie hat die Schlacht nicht gewonnen, sie war Thyrsusträgerin, nicht Bacchantin. Aber ohne sie ist die Entwicklung der neuen Tanzkunst nicht zu denken.

DER WINTERGARTEN

Der Wintergarten verblüffte durch die Größe seines Raumes, durch die Decke mit ihrem elektrisch glänzenden Sternenhimmel und im Anfang auch durch die Billigkeit seiner Preise — Entree 1 Mark, Logenplätze 2 Mark —. Zum Schluß der Vorstellung gab es eine „Feerie", bei der der Glanz der Kostüme die Leistungen mangelhaft ausgebildeter Tänzerinnen überstrahlte. Die letzte hieß: „Silber und Gold." Hierbei hat ein zufällig hingeworfenes Wort die Karriere eines der auftretenden Mädchen gemacht. Im Mittelpunkt der unvermeidlichen Schlußapotheose zeigte eine mehr als üppige Dame ihre über-

quellenden Reize. Ich wies den Direktor ganz nebenbei darauf hin, daß sich statt dieser eine andere schlanke Figurantin, die eine Zwillingsschwester der schönen Gräfin Hohenau hätte sein können, besser machen würde. Einige Tage darauf saß sie an dem bevorzugten Platz und fand Verehrer, die sie sonst übersehen hätten.

Nach und nach machten die Direktoren Dorn und namentlich Baron aus dem Wintergarten das Variété kat exochen. Nicht mehr nur zwei oder drei hochbezahlte Prominente, sondern nur große Nummern. Die Höhe der Gagen verlockte auch Opernsängerinnen zum Schritt auf das Brettl. So erlebte das Variété eine Glanzzeit wie nie zuvor und kaum je nachher. Es wurde zur Zwischenstufe, die vom „Café Chantant", auch klangmalend „Tingeltangel" genannt, zu dem auf dem Montmartre gezeugten, aber von Otto Julius Bierbaum in seinem Roman „Stilpe" bereits vorgeahnten „Überbrettl" führte.

Der Reiz der akrobatischen Vorführungen lag für mich in der Arbeit gut trainierter Körper. Selbst wenn sie von einem Athleten gemacht wurde, der die Hypertrophie seiner Muskeln spielen ließ. Aber, wenn man sich dessen auch schämte, ein wenig kitzelte auch der Gedanke an die Gefahr. Es rieselte doch den Rücken herunter, wenn die Musik vor dem letzten halsbrecherischen Akt, irgendeinem

Salto mortale, schwieg und nach einer kurzen Vorbereitungspause das „ready" des einen und das „go" des andern ertönte.

Worin lag aber die Unwiderstehlichkeit der amerikanischen Exzentriks? Wenn sie Goldfische fraßen, sich die Axt in den Schädel schlugen, sich zur Strafe für einen scheinbar verfehlten Akt mit zwei Fingern in die Augen stachen oder der eine fragte: „Muß ich dir eine runterhauen?", der andere kleinlaut antwortete: „Es ist nicht unbedingt nötig." Man wand sich vor Lachen, wenn sich Baggesens im viel zu weiten Frack ein Stück Fliegenpapier abstreifte, das dann doch wieder an irgendeiner andern Stelle zum Vorschein kam, und wenn er große Haufen Porzellangeschirr fallen ließ, die er anscheinend ganz festhielt, dann aber den Terrinnen und Tellern nichts geschah, die jeden Augenblick herunterzustürzen drohten. Unterdessen jonglierte, unberührt von allem, was geschah, seine Partnerin, eine dralle Hamburger Deern, mit drei Apfelsinen.

Ähnliche Lachstürme entfesselten zwei deutsche Sänger — der eine hieß Schwarz, der Name des andern ist mir entfallen — mit den sogenannten Stumpfsinnsversen. Zum Beispiel: „Wenn du noch einen Vater hast, und er haut dir eins hinter die Ohren, so leg' ihm das weiter nicht

zur Last, denn er hat dich in Schmerzen geboren. Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen, Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust."

Da war noch Liedtke-Carlsen. Ganz lang, ganz dürr, in einen überaus engen Sakko eingenäht, mit einem unendlichen Stehkragen, tanzte er mit grotesken Bewegungen eine Art Polkaschritt, zu dem der Hauskapellmeister Einödshofer seinem Orchester kreischende Töne entlockte. Er sang dazu die schönen Lieder: „Uff den Sonntag freu ick mir, denn da geht's heraus zu ihr", oder: „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion, rechts um die Ecke, links um die Ecke, überall ist Holzauktion."

Besonderer Liebling des Publikums war der jüngst verstorbene Robert Steidl, noch aus dem Radio bekannt, mit seinen lachenden Augen und blitzenden Zähnen, in seinem grauen Gehrock und mit dem grauen Zylinder. „Immer an der Wand lang, immer an der Wand lang." — Ich hatte mit ihm zusammen Radfahren gelernt. Wir übten manchmal zusammen auf der Radrennbahn in Charlottenburg, wo noch wirkliche Sechstagerennen abgehalten wurden, d. h. die Unglücklichen strampelten sechs Tage, mit möglichst wenig Ruhepausen, durch. Wir versuchten stundenlang, einen Trick Mündners nachzumachen. Mündner

war mit Ahrens — ursprünglich Maurer, eine Sportzeitung umschrieb es: er habe das niedere Baufach studiert — der Liebling der Berliner. Er brach sich dann im Zirkus bei einem „looping the loop", einer Schleifenfahrt im Automobil, bei der sich das Auto von oben nach unten kehrte, das Genick. Mündner ließ sich vom Rad fallen, er lag dann wie eine Padde auf allen Vieren auf der Erde, das Rad lief noch eine ganze Strecke allein fort.

Spanische Tänzerinnen mit Tamburin und Kastagnetten kamen natürlich auch. Die gefeiertste war „la belle Otero". Ihrem ersten Auftreten ging ein ähnlicher Ruf von Eleganz und Luxus vorauf wie einst dem der Jenny Groß. Sie brachte ihre eigene Equipage mit, trat in einem Corsage von Brillanten auf. Die Damen stritten, ob ihre berühmte Perlenkette echt oder unecht sei. Man entschied sich für unecht, nachdem festgestellt worden war, daß sie abends ihren Schmuck sehr sorgfältig einschloß, die Perlenkette aber unachtsam abwarf. Sie tanzte nach einem eigenen spanischen Orchester, von dem Lindau einmal meinte, er verstehe nicht, wie man mit so großen Instrumenten so wenig Lärm machen könne. Soupierte sie mit Freunden oder mit einem Freunde, nahm sie das Orchester gelegentlich mit. Man sagte ihr zwar nach, sie könnte nur „je t'aime, Otero" schreiben. Aber tanzen konnte sie.

Wenn sie in Stimmung war, auf dem Tisch zwischen Gläsern und Tellern. In Berlin liebte sie besonders den Zoologischen Garten. Sie konnte sogar vor Mittag aufstehen, um ihn zu besuchen. Einmal beobachteten wir die Liebesspiele der Affen. „S'ils casquaient, ils seraient comme les hommes", meinte sie nachdenklich. Auch eine Illustration zu Nietzsches: „Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham."

Der erste Welterfolg des Wintergartens waren die fünf Barrisons. Amerikanische Tanzsängerinnen, Urzelle der späteren „Girls". Unter blonden Lockenperücken, in Kinderkleidchen sangen sie mit dünnen Stimmchen Lieder, die man je nach Einstellung als läppische Albernheiten oder ziemlich unverhüllte Zoten aufnehmen konnte. Vier von ihnen waren blutjung, die fünfte sehr viel ältere hütete streng ihre Tugend, beutete sie aber zusammen mit ihrem Manne aus. Nach einigen Jahren trennten sie sich. Die ältere soll anarchistische Agentin geworden sein, eine der jüngeren, Marie-Gertrude, wurde in Wien die Freundin Peter Altenbergs. Sie hat sich nach seinem Tode der Magie ergeben und stellt Horoskope. Vor einigen Monaten hat sie in Berlin Vorträge über „Astrologie als Spiegelbild des kosmischen Geschehens im persönlichen Schicksal", sowie „Das tänzerische Urbild unserer Tage —

die fünf Schwestern Barrison in astrologischer Bedeutung", Eintritt 50 Pfennige, gehalten.

Die Barrisons waren schon vorher einmal zum Zeitbild gemacht worden. Durch eine literarische Mystifikation. Ähnlich wie Holz und Schlaf, die sich wie die ganze junge Generation durch die Ausländerei überschattet fühlten — man sagte damals, um in Berlin aufgeführt zu werden, muß man tot oder pervers oder Ausländer sein, am besten man ist ein toter perverser Ausländer —, ihre naturalistischen Skizzen „Papa Hamlet" als Übersetzung eines nicht existierenden Norwegers Bjarne P. Holmsen erscheinen ließen, gab ein deutscher Schriftsteller Lindner sein satirisches Zeitbild „Die fünf Barrisons", illustriert von vielen Künstlern, namentlich auch von Th. Th. Heine, als Übersetzung eines erfundenen Franzosen Pierre d'Aubecq heraus.

1896 beschäftigten die Barrisons wenigstens mittelbar die Gerichte. Das an allerhöchster Stelle höchst mißliebig empfundene Plakat für die Berliner Gewerbeausstellung zeigte eine Faust mit einem Hammer auf blauem Grunde zwischen girlandenumrankten Säulen. Der Wintergarten hatte sich eine witzige Parodie dieses Plakats: an Stelle des Hammers und der Girlanden die stadtbekannten dünnen Beinchen der Barrisons, zeichnen lassen. Die humorlose

Ausstellungsleitung erhob Klage auf Unterlassung, statt sich dieser kostenlosen Beihilfe zur eigenen Reklame zu freuen.

Einmal wollte das neue Programm des Wintergartens gar nicht gefallen, trotzdem die teuersten Namen aufgeboten waren. Baron war völlig geknickt. Er war sehr witzig, sprach aber mit einem recht östlichen Anklang. „Wie kommen Sie zu dem Namen Baron?" fragte ihn einmal ein Makler Ehrlich. „Ungefähr so, wie Sie zu dem Namen Ehrlich kommen", erwiderte er. Als Yvette Guilbert zum erstenmal in Berlin auftrat, war er begeistert. Ich wunderte mich, daß er sie dem Apollo-Theater überlassen hatte. „Ich bin begeistert vor ihre Kunst, aber nicht vor mein Geschäft", lehnte er, unter Anspielung auf die hohe Gage, 3000 Mark den Abend, ab.

„Ein schöner Reinfall", jammerte er an jenem Abend des Mißerfolges. „Und jetzt erst! Da hat mir der Agent so ä australisches Känguruh geschickt. Wenn se mir das Theater nich zerschlagen, verstehe ich nichts von de Kunst." Das australische Känguruh war die Saharet! Sie wurde unzählige Male herausgerufen. Lenbach hat sie gemalt, sie gehörte zu den höchstbezahlten Tänzerinnen, richtiger wohl High-Kickerinnen, sie wurde durch dieses

Auftreten in Europa berühmt. Auch der gescheiteste aller Direktoren hat sich dies eine Mal geirrt.

Das Wunderbarste, was das Variété gezeigt hat, waren die Flammentänze der Loie Fuller, die sie selbst Serpentinetänze nannte. Die Tänzerin bewegte den Stoff ihrer weiten, wallenden Gewänder mit zwei langen Rohrstäben und ließ auf sie durch ein Kaleidoskop Farben und Muster werfen. Eine Reihe ihrer Schülerinnen hat dann dasselbe versucht, sie selbst konnte zuletzt nur noch mit einer blauen Brille tanzen. Sie hatte ihre Augen opfern müssen, um die Augen des Publikums zu erfreuen. Über ihre Tänze, die alles Wirkliche zusammen mit der eigenen Persönlichkeit zugunsten der Illusion ausschalteten, habe ich seinerzeit in einer ephemeren Wochenschrift „Bunte Theater- und Brettl-Zeitung" geschrieben, nicht ohne mir von Theodor Etzel eine Reprimande zuzuziehen, daß jedes Wort über die Wunderpracht, in der er den Sinn der göttlichen Offenbarung Johannes vom Reiche der Seligen lese, eine Sünde sei. Ich gebe diesen Hymnus hier wieder, weil er mir auch als Probe des etwas — oder sehr? — verstiegenen Ästhetizismus um die Jahrhundertwende nicht uninteressant scheint:

„Das Theater ist dunkel, nur im Parkett hin und wieder der Fleck einer hellen Toilette, das Glitzern eines Steines,

in den Logen eine verlorene Ahnung eines Gesichts, auf der roten Brüstung dicht an der Rampe ein schmaler weißer Handschuh.

Die Szene ist verschwunden, wie die wirkliche Welt und das logische Denken; alles Unorganische lebt; wie im Fiebertraum eines Schläfers, den der Duft welkender Gardenien betäubt. Ringsherum scheinen die Felle riesiger getigerter Katzen zu schweben; dann sind es Grotten aus phantastisch glänzenden Stalaktiten, submarine Urwälder mystischer Korallen, Blitze, die den nachtdunklen Himmel durchzucken, Midgardschlangen, die sich schillernd durcheinander winden, Höllen in glühendem, qualmendem Glast, Sterne und Sonnen im Weltenraum. Und inmitten dieser Vision ist etwas da, nur gefühlt, kaum gesehen, grau, verhauchend, ein Schemen. Es wächst und breitet schwingende Flügel aus. Strahlen zucken, Funken stieben und Licht glänzt, Farben erscheinen und vergehen, verschlingen sich und trenen sich. Greller Schein einer Feuersbrunst und zarte Nuance der Tiffanygläser, wehes Grün, nervenumsaugendes Violett, zorniges Gelb, krankes Mauve, das zarte Grau der Perlmutter, das irisierende Weiß des Opal, das Blau der Türkise und schweren Sammets mit dem Gold, das die Sonne über gekräuselte Wasser wirft, das Rot der Rubinen an einem Heiligenbild, das zarte Rosa aus dem

Innern der Muscheln und der silberne Schein, wie wenn Mondlicht auf alte Geräte fällt. Die Farben steigen in Wolken und fallen in Kaskaden, formen sich wirbelnd zu bizarren Kelchen, großen bösen Blumen, Glocken, Dolden, Schmetterlingen der schwülen Tropen und sprühenden Garben. Eine ungeheure Flamme loht empor, hinauf bis zur Unendlichkeit, bis das Phantom in sich zusammensinkt, Asche zum Staub. Und dann ersteht es auf, übergroß die Szene füllend, mit mächtigen Schwingen, in sehr weißer Glorie.

Das war der Tanz der Loie."

VON VORGESTERN ZU ÜBERMORGEN

Was ich schilderte, ist ein Ausschnitt aus dem Berlin etwa bis zur Jahrhundertwende. Das Berlin der Generation, die dann kam, habe ich nicht miterlebt, nur als Besucher gelegentlich gesehen. Und dann kam der Krieg, der Umsturz, die Inflation, die Wirtschaftskrise. Kein Volk hätte das ertragen, was das deutsche Volk ertrug, mit innerer Würde ertrug. Diese gewohnheitsmäßig als politisch unreif gescholtenen Deutschen wahrten des Reiches Einheit, fanden sich in kürzester Zeit zur Ordnung zurück und zur Achtung vor dem Gesetz.

Walter Rathenau stieß nach der Niederlage den Kassandraruf aus, Berlin könne, wie einst Rom im frühen Mittelalter, zu einer Kleinstadt von wenigen tausend Einwohnern zusammenschrumpfen. Die Berliner, „das verwegene Völkchen", wie Goethe sie einst nannte, haben sich nicht unterkriegen lassen. Kein Anzeichen deutet darauf hin, die düstere Prophezeiung werde eintreffen. Mir will es vielmehr scheinen, als ob es erst jetzt Weltstadt geworden sei. Dem Ausland zum mindesten ist es interessanter geworden, als es jemals war. Das Schrifttum über das neue Deutschland — wer schreibt über ein neues Frankreich, ein neues England? — zeigt es, in

dessen Brennpunkt nicht mehr die Romantik Alt-Heidelbergs und verfallener Burgen steht, sondern Berlin und die neue Lebensform, die dort geprägt wird.

Als sich während des Krieges einige elegante Damen mit Ästheten und Schneidern zusammentaten, um die deutsche Mode zu schaffen, führte ich — nicht ohne vom „Matin" verspottet zu werden — in einem Artikel der „Hilfe" aus, für diese Mode werde die Zeit gekommen sein, sobald das Gefühl die Schönheit der Bauten aus Beton und Eisen der der gotischen Dome gleichstelle. Die in Deutschland gefundene: „Neue Sachlichkeit" hat nicht nur in der Baukunst, sondern in der Lebensform überhaupt so gesiegt, daß das Wort Mode schon abgegriffen scheint. Paris regt allerdings die Frauenmode noch immer an. Aber die Berlinerin, die auf ihren schlanken Ephebenbeinen unbeschwert auch über allerlei Bindungen hinweg durch das Leben geht, ist die Vertreterin der neuen Zeit. Neben ihr marschiert — oder paddelt mit ihr im Faltboot oder bräunt sich mit ihr unter der Sonne im Freibad — die männliche, hart kämpfende Jugend, deren Prototyp der Werkstudent verkörpert. Noch fiebert und gärt es in ihnen, und sie suchen herumirrend den Weg. Aber sie kennen das Ziel: ein Volkstum über die staatlichen Grenzscheidungen hinaus, eine Wirtschaftsordnung, die die Paradoxie nicht

duldet, daß Menschen hungern, obwohl die Übererzeugung rings um sie unverwertbare Verbrauchsgüter aufstapelt, eine sich auf Kameradschaft und dem Recht auf Eigengesetzlichkeit aufbauende Gesellschaft. So wird Berlin zur geistigen Hauptstadt des europäischen Kontinents werden. Und die Enkel, denen ein Zufall einmal dieses Buch in die Hände spielt, werden sagen: „Det war einmal Berlin? Komisch!"